Class PT105.

Book .S25

PRESENTED BY

_____

Aesthetische

Excursionen.

Von

Dr. Franz Sauter.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1875.

1

724
1636

Aesthetische Excursionen.

Von

Dr. Franz Sauter.

Leipzig.

Ernst Julius Günther.

1874.

PT105
.S25

Gift of
Estate of W. R. Hesselbach,
1920.

Inhalt.

	Seite
Der Nibelungen Not und Klage. Ein Abstecher zum Bayreuther Festbanquet	1
Ueber den Witz und seine verschiedenen Arten	43
Was ist romantisch?	87
Götter und Heroen im Bade	121
Ein Leineweber als Shakespeare-Erklärer	135
Schlemihl's Schatten	147
Tannhäuser und Genossen	159
Karoline von Günderode	177
Die Oper in der Wiege	199
Rückblicke	209
Nach Arkadien	239

Der Nibelungen Not und Klage.

Ein Abstecher zum Bayreuther Festbanquet.

Motto: „Gut ehrlich schwenk, die sich schicken,
Ein trawrigs hertz zu erquicken
In solcher trübsel'ger zeit
Zu frewden und zu fröligkeit."

Ja, das wäre schon recht, der Nibelungen Not, aber es handelt sich nicht so fast um die Not der Nibelungen, als um meine eigene Not und Plage, die ich der Nibelungen wegen Zeit meines Lebens bis vor Kurzem empfunden habe. Ich bin jedoch sicherlich nicht der Einzige, dem die Nibelungen den Schlaf geraubt haben; andere vor und mit mir — ich meine die eigentlichen murrenden Geschichtsklauber, die wie z. B. der florentinische Gelehrte Antonio Magliabecchi (geb. 1633; † 1714), um eine Jahrzahl zu berichtigen, Folianten langsam durchblättern und ganze Frühlinge versitzen — mögen über der „brennenden Nibelungenfrage", bald hätte ich gesagt, fuchsteufelswild geworden sein.

Erwarte übrigens der Leser nicht etwa eine trockene Abhandlung — ich befürchte, daß schon der bloße Titel für die etwaigen geneigten Leserinnen abschreckend sein möchte. Im Gegentheil, ich will à tout prix gefallen, und werde

mich deßhalb wohl hüten, den Ton einer einschläfernden Unmaßgeblichkeit einzuschlagen. Ja, ich besitze Selbstverleugnung genug, das Resultat jahrelanger Forschungen und Grübeleien in einer einzigen Zeile hinzuwerfen und wenn unter Tausenden auch nicht Einer ist, der sie für kostbar hält — so bin ich doch zufrieden.

Es gibt Dinge auf der Welt, seien es Kleider oder Hüte oder Farben oder Möbel, oder Frauen und Männer, oder Schriften, die einmal in die Mode kommen, dann nach kurzer Zeit wieder aus der Mode heraus, und dann nach kürzerer oder längerer Zeit wieder in die Mode hinein.

So ist es seit Vater Bodmers Zeiten bis auf unsere Tage mit dem Nibelungenlied gegangen. Unter Andern war es Göthe, welcher eine Zeit lang dieses Epos sehr in die Mode brachte, indem er den Ausspruch that, die Kenntniß dieses Gedichts gehöre zu einer Bildungsstufe der Nation; Jedermann sollte es kennen, um nach dem Maßstabe seines Vermögens die Wirkung davon zu empfangen.

Wie weit sich die deutsche Nation von da ab um das Nibelungenlied bekümmert hat, weiß ich nicht.*) Später erhoben sich wieder verschiedene Stimmen für dasselbe. „Wer übersatt aller modernen Künstelei nach einem stärkenden Trunke frischen Quellwassers dürstet", hieß es, „wer die Natur in ihrem Dichterschmucke, das Schicksal in seinem

*) Nach einem Briefe Wieland's an Böttiger vom Jahre 1810 konnte eine Uebersetzung des Lieds der Nibelungen von Hinsberg, „ein Gedicht, das — wie Wieland damals sagte — vor 25 Jahren mit Gold wäre aufgewogen worden", keinen Verleger finden. Es fand einen solchen erst 1813, dem Todesjahre Wielands.

strafenden Ernste, den Menschen in seiner Schwachheit und in seiner Kraft, wer die unverwischbarsten Züge deutscher Nationalität in einem treuen Spiegel gesammelt, und sich selbst lebhaft in jene Zeit versetzt sehen möchte, wo der nun verödete Staufen ein Kaiserschloß, und der König der Deutschen die erste Krone der Welt trug: der trete herzu, und lese das Lied der Nibelungen!" Das wäre Alles ganz recht, aber heute noch wie vor etlich hundertundzwanzig Jahren zerbricht man sich vergebens den Kopf damit: Wann, wie und wo ist das Gedicht entstanden? Und wer ist der Herr Verfasser?*)

Wenn es in einer nagelneuen Ankündigung einer Uebersetzung des Nibelungenliedes heißt, als der Verfasser desselben sei kein Schreiber Konrad, kein Kürnberg, überhaupt kein namhafter Dichter, sondern die Nation selber anzusehen, die ihren Glauben und ihre Schicksale wie Geist und Gemüth darin niedergelegt und abgespiegelt habe — so ist damit meines Erachtens wenig oder gar nichts gesagt.**) Die

*) Das Nibelungenlied umfaßt in 39 Aventiuren oder Gesängen 9636 Verse und zerfällt in zwei Abschnitte: I. 1—19 bis zum Tode Siegfrieds; II. 20—39 von Criemhilden's Verheiratung mit Etzel bis zur Erfüllung ihrer Rache.

**) Bei der sogenannten Volksdichtung kann man nun einmal nicht das ganze Volk als Schöpfer der Lieder annehmen, die doch nur immer das Werk einzelner, mit hervorragenden Geistesgaben ausgestatteter Menschen sind. Volksdichtung als Schöpfung des ganzen Volkes ist undenkbar. —

Der Hauptgrund, warum wir den Verfasser des Nibelungenliedes, wie überhaupt des Lieder- und Sagenthums, nicht kennen, liegt im Stoffe. Bei eigentlichen Heldengesängen durfte und konnte der Verfasser („ein singender Mythograph"), zumal wenn er alten Stoff neu

ganze Nation der Verfasser! „Mein Name ist Frankreich!“ schrie wuthentbrannt Anno 1870 Victor Hugo. —

Wenn die Einen den Namen „Nibelungen“ von einem nordischen Nebellande abzuleiten sich unterfingen, so leiteten ihn Andere von Nebulones, d. h. Bärenhäuter, Taugenichtse, Tagediebe, oder wenn Sie lieber wollen, Faullenzer ab; wieder Andere von Nibullunan, d. h. unverzagt, und abermals Anderen waren die Nibelungen gleichbedeutend mit den Ghibellinen, Waiblingern. Wie dem nun sei, haben diese Deutungen wenigstens etwas für sich: nebulos, dunkel, schwer zu verstehen sind und bleiben sie jedenfalls alle diese Muthmaßungen.

Wie viele Versuche sind nun vollends im Laufe der Zeiten angestellt worden, das Nibelungenlied, bald geschichtlich, bald mythologisch, ja — es klingt zwar unglaublich und doch ist es buchstäblich wahr, sogar naturphilosophisch und chemisch zu deuten!

Geneigter Leser, Du wirst bleich! Der Lebensprozeß der Nibelungen ein chemischer: Etzel der Kalk, Gunther die Kohle, Siegfried die Salzsäure, Brunhilde die Luftsäule und die Ermordung Siegfrieds — das Verdampfen der Salzsäure!

---

gestaltete, nicht hervortreten; denn der Heldensage schenkte man geschichtlichen Glauben, und es konnte mithin die Kenntniß davon, daß der wirkliche Dichter dem Zeitalter der besungenen Heldenwelt entfernt gelebt habe, nur störend einwirken. Bei geschichtlichen Liedern dagegen war die Kenntniß des Verfassers („ein singender Historiker“) durchaus nothwendig; man mußte wissen, daß er den Begebenheiten gleichzeitig gewesen. Daher mußte derjenige, welcher das Lied im Gedächtniß aufbewahrte, sich zugleich den Namen des Dichters einprägen, wenn jenes nicht einen großen Theil seines Werthes verlieren sollte.

Doch Alles Uebrige beiseite, hat jedenfalls die Ansicht am meisten für sich, das große Gedicht sei wahrscheinlich in naher Berührung mit der nordischen Heldensage hervorgegangen, die der Normänner Züge bis nach Italien hinunter frühe schon verbreitet hatten. *)

Das Nibelungenlied beruht auf einer uralten deutschen Sage, die, als das Epos entstund, noch lebendig und so tief in das Volksleben verwachsen war, daß sie sich allmälig mit demselben fortbildete. Sie spielt in Attila's und Dietrichs Zeit (433—454), und hat doch das ganze, erst viel später entwickelte Ritterthum in sich aufgenommen. Die Hauptbegebenheiten versetzen uns in die Epoche der Völkerwanderung, und doch kommt auch ein Bischof Pilgrim von Passau (Chriemhilden's Oheim) vor, der, wie wir bestimmt

*) Eine der Walkyren oder Schwanjungfrauen in der nordischen Sage war Brunhild. Von Odin gebannt, liegt sie schlafend in ihrem Schlosse, bis der Held Sigurd, der altnordische Drachentödter, kommt und ihren Bann lös't. Nach Beider Vermählung zieht Sigurd auf Abenteuer aus und kommt zu König Gjukir. Dessen Gemahlin bezaubert Sigurd, daß er der Brunhild vergißt und Gjukirs Tochter Gudrun erwählt, indeß deren Bruder Gunnar von der Mutter aufgefordert wird, um Brunhild zu freien. Dies geschieht durch Sigurd's Beihilfe. Bald darauf erwacht letzterer aus seiner Vergessenheit, kann das Geschehene aber nicht ändern. Bei einem Streite mit Gudrun erfährt Brunhild von dieser den ganzen Verrath, hält aber die dem Gunnar gelobte Treue. Indessen ihre dämonische Natur sucht Rache. Sie gewinnt Gunnar und dessen Bruder für sich durch deren jüngsten Bruder Sigurd ermordet wird. Kaum ist Brunhild gerächt, so ersticht sie sich selbst in der Hoffnung, fortan dauernd mit Sigurd vereint zu sein.

So die nordische Sage, von der das mittelhochdeutsche Nibelungenlied nur eine skizzirte Nachahmung ist.

wissen, erst 991 gestorben ist. Und auch umgekehrt, das Epos ist gedichtet worden, als jeder Ritter sich bestimmt fühlte, gegen die Ungläubigen zu fechten (von 1095 an), und doch erscheinen in demselben Christen und Heiden, neben und unter einander, in freundlicher Beziehung. Durch dieses Ineinanderfließen verschiedener Zeiten und Sitten erhält die Sage etwas *Schwebendes*, einen *mythischen Anstrich*, wie sie denn auch an mehreren Punkten wirklich in's *Wunderbare* hinüberspielt.

Dahin gehört in dem Gedichte der unerschöpfliche Schatz der Nibelungen, bewacht von dem Zwerge Albrich; die Tarnkappe oder das Otterfell, von welchem bedeckt Siegfried unsichtbar wird und die Kraft von zwölf Männern erhält; Brunhildens unmäßige Stärke, deren Besitz an ihre Jungfrauschaft gebunden ist, und der Umstand, daß Siegfried nur an Einer Stelle, auf dem Rücken zwischen den Schultern, verwundet werden kann. Als er sich nämlich in dem Blute des von ihm getödteten Drachen badete, war ihm ein Lindenblatt eben auf diese Stelle gefallen. Durch das *Mythische* werden mehrere erfolgreiche Begebenheiten motivirt. Mit Hilfe der Tarnkappe bezwingt Siegfried die Brunhilde, während sie von Günther überwältigt zu sein glaubt. Weil bei Siegfrieds Tode die Tarnkappe verloren gegangen war, kann Albrich den Hort nicht mehr beschützen, und durch die Herausgabe des Hortes an Chriemhilde wird Hagen veranlaßt, die Chriemhilde ihrer Morgengabe, des großen Schatzes der Nibelungen, mit Gewalt zu berauben.*)

*) S. L. Bauer's Aufsatz: „Die Nibelungen als Kunstwerk."

Doch zu meiner Hauptsache, nämlich: Wie und wo ich zuerst mit dem Namen „Nibelungen“ bekannt wurde; wie ich dann auszog, das „Nibelungenland“ irgendwo aufzufinden und wie ich endlich nach vierzigjährigem Grübeln und Graben den wahren Ursprung des Namens der Nibelungen glücklich entdeckte.

I.

Ich war noch ein blutjunger Mensch und saß gerne, ein angehender Stubenhocker, wenn Andere meines Alters sich im Freien tummelten, hinter alten wurmstichigen Scharteken. Je älter und vergriffener diese waren, desto mehr Weisheit glaubte ich daraus schöpfen zu können, hatte ich doch vor dem Alter einen gewaltigen Respect. Zu meiner großen Freude besaß mein Vater eine für einen Privatmann sehr ansehnliche Büchersammlung. Leider war uns Kindern jedoch das Herumstöbern in derselben ein für allemal strenge verboten. An dem der Thüre zunächst stehenden Repositorium hing an einem Nagel eine grünangestrichene Harlekins-Pritsche mit der Aufschrift: „Manum de tabula — die Hand von den Büchern!“

Gar zu gerne hätte ich einmal nach Herzenslust die Bücher gemustert, wenn ich, was jedoch selten geschah, mich allein in den Zimmern meines Vaters befand: ein Blick auf die Pritsche und die Lust zum Mustern verschwand augenblicklich. Mein Vater — beinebens gesagt gehörte er der Zunft der Sammler an — bewohnte ein paar mit Raritäten aller Art angefüllte Hinterzimmer, gegen einen

Garten gelegen, welcher an die Stadtmauer stieß. Zwischen der Garten- und Stadtmauer zog sich an alten Rundthürmen vorbei ein schmaler Weg bis zum Thore der Stadt, genannt des „Städtleins Eselsohr."

Sommerlang pflegte mein Vater Abends schon gegen 5 Uhr, nachdem er langsam und gravitätisch durch den Garten geschritten war, durch ein Pförtchen der Gartenmauer zu verschwinden. Wohin, das wußte ich damals nicht; ich kümmerte mich auch nicht darum, und habe erst nach seinem Tode erfahren, daß er, ein großer Kegelschiebliebhaber, einen der vor dem Städtchen gelegenen Biergärten aufgesucht habe.

Nachdem ich diese Gewohnheit des Verschwindens meines Vaters wochenlang wahrgenommen hatte, hielt ich mich sicher genug, einmal längere Zeit die verbotene Bibliothek näher zu besichtigen. Gedacht, gethan. Kaum war eines Abends mein Vater hinter der geheimnißvollen Gartenthüre verschwunden, als ich nicht säumte, mich in die Bibliothek zu schleichen; der Schlüssel zu dem Zimmer hing, wenn der Vater ausgegangen war, an einer Seitenwand.

Klopfenden angstvollen Herzens nahm ich nun Buch für Buch in die Hand, las flüchtig nur die Titel, etwas länger besah ich die Titelkupfer und Bilder. Da kam mir denn auch ein Buch zur Hand mit dem mir bis dahin fremden und unbekannten und für mich sonderbaren, ja geheimnißvollen Titel: „Die Nibelungen." Ich blätterte ein wenig herum, da fiel mein Blick auf die Stelle: „Sine triutinne kust er an den munt" mit nebenstehender Uebersetzung: „Seine Herztraute küßte er auf den Mund." Ich erschrack.

So so, diese räthselhaften Nibelungen haben also auch geküßt, demnach muß dies Buch wohl gar ein verderblicher Roman sein, den zu lesen mein Vater mir ja auf's Strengste verboten. Mir ward es plötzlich ganz nebelig vor den Augen, aber nicht etwa wegen diesem Titel oder dem Nibelungenkuß, sondern weil ich Männertritte vor dem Zimmer hörte. Rasch steckte ich das Buch an seine Stelle und machte mich so schnell wie nur immer möglich aus dem Staube, d. h. aus dem Bücherstaube. Die Tritte hatten glücklicherweise nur vom sogenannten Postseppel, dem Briefträger, hergerührt, der mit einem Paquet daher gekommen war.

Im Ganzen hatte ich nun so viel wie nichts gewonnen mit diesem einmaligen Bücherdurchstöbern; im Gegentheil nichts als Angst, ertappt zu werden, hatte ich während meiner ganzen Anwesenheit in der Bibliothek ausgestanden. Nur der Name „Nibelungen" wollte mir nicht mehr aus dem Sinne.

Wie fast allerorten, so auch in meinem Vaterstädtchen befand sich ein Mann, ein sogenannter Besser- und Alles-Wissen-Woller, ein Mann, der die Weisheit mit großen Schöpflöffeln verzehrt zu haben wähnte! Man hieß ihn allgemein ganz zutreffend nur den „Sokrates". — Diesen Mann suchte ich ein paar Tage nach dem Besuch im Bibliothekzimmer auf und bat ihn wo möglich um Aufschluß über das dunkle Wort „Nibelungen". Da war ich einmal schön angekommen. Statt der gewünschten Aufklärung regnete und prasselte es aus des rasenden Sokrates schneidigem Munde „fürwitzige, naseweise dumme Nebeljungen, wie ich

einer sei, ich solle mich nur zum Kukuk scheeren!“ Er war übrigens nicht ernstlich böse über mich; er stellte sich nur so, weil er, der sonst immer Zungenschlagfertige, mir über den vertrackten Namen auch nicht die geringste Auskunft geben konnte.

O, armes Vaterstädtchen, wie übel war es damals in dir mit der sogenannten Gelehrsamkeit bestellt! Sokrates, der Weiseste aller Weisen des Ortes wußte nicht einmal, wer oder was die Nibelungen sind! Nur ein Einziger wußte es, es war dies mein Vater, und diesen Einzigen konnte und wollte ich um's Leben nicht befragen.

Der Mai des ersten Lebensfrühlings war noch nicht vorübergegangen; immer noch war Wald und Flur vom frohen lieblichen Sang durchklungen. Doch ich gab mich jetzt nicht mehr allein mit den alten Nibelungen ab, sondern — geneigter Leser, rümpfe die Nase nicht — mit Minneliedern und leibhaften Elfen!

Meine Nachforschungen über die Nibelungen hatten mich alsbald auf die nordische Mythologie geführt. Die germanisch nordischen Völker nannten ihren am einen, südlichen, Ende der Welt gelegenen Himmel Muspellheimr. Am andern nördlichen Ende der Welt dagegen lag Niflheimr oder Nebelheim, die Unterwelt der Nacht und Finsterniß, die Wohnung der Todten und der Aufenthalt der Götterfeinde. Zwischen diesen beiden äußersten Enden des Weltgebäudes, zunächst bei Muspellheimr im Süden, war Liosalfheimr, die Wohnung der Luftelfen, die man sich als leichte und gute Geister von schöner und luftiger Gestalt

vorstellte und ihnen eine wohlthätige, Heil und Segen bringende Wirkung auf die Menschenleben beimaß.

Der gestrenge Herr Landrichter unseres Städtchens hatte ein holdseliges blondes Töchterlein. Sie schien mir eine Elfe und in ihr glaubte ich gefunden, was da schön und lieblich war. Wo ich nur konnte, ging ich ihr nach, erröthete, wenn sie mich grüßte, besang sie in Liedern und Sonetten und hatte nun erst eine rechte Noth, aber diesmal nicht der Nibelungen wegen, nein, mit meinem eigenen unerfahrenen Herzen.

„Wie reizend das Köpfchen
Mit dem Zöpfchen!
Ihre Wange rosig,
Ihr Hauch ambrosisch!
Man glaubte, es müßte das Mägdelein,
Dies liebe Landrichters Töchterlein
Von einem Pfirsichbaume geschüttelt sein."

Was kann es schaden: etwas Phantasie um unseres Lebens arme Blöße!

Doch das gehört ja Alles nicht hieher, wo ich einfach erzählen soll, wie ich „Nibelungen forschte."

Wie der Held Siegfried auszog, Schlangen zu tödten, so zog ich also aus, den Siegfried, d. h. die Nibelungen zu suchen. Es gab übrigens zu allen Zeiten Drachentödter und Schlangenfanger; ja Letztere sind heut zu Tage noch nicht einmal alle ausgestorben, wenn sie auch nicht mehr so riesengroß sind, wie das große Mastodon im großherzoglichen Naturalienkabinet zu Darmstadt. Ich will nur an die alten griechischen Drachenbesieger erinnern, z. B. an den Herkules, der die Hyder erschlug; den Belle-

rophon, der die Chimära, vorn Löwe, hinten Drache, erlegte; den Perseus, der die Medusa tödtete und den Jason, der den das goldene Vließ zu Kolchis bewachenden Drachen bezwang. Sodann erinnere ich noch an den angelsächsischen Drachentödter Beowolf und den christlichen Ritter St. Georg, der den Lindwurm erstach.

Meine erste Expedition zur Aufsuchung des „Nibelungenhorts" fiel — ich darf es ohne alle Umschweife dem geneigten Leser schon eingestehen — gar kläglich aus. Ich las von der im Honauerthale gelegenen Nebelhöhle, welche, wie jedem Schwaben bekannt ist, am Pfingstmontag eines jeden Jahres beleuchtet wird. Dieses berühmte Nebelloch schien mir in nächster Beziehung zu den Nibelungen zu stehen. Nibel und Nebel und Nebel und Nibel waren mir nun einmal sinnverwandte Wörter.

Und so machte ich mich denn eines Tages auf die Reise nach dieser berühmten Tropfsteinhöhle im schwäbischen Juragebirge. Zu einer Reise gehört ja vor Allem nicht allein Geld, sondern auch gutes Wetter. Ich langte leidlich wohlbehalten im Thale an. Doch „Ein Regenstrom mit Schnee und Schloßen, Zog düster über Land und Meer, Daß traufengleich die Dächer gossen; Die Küh' im Felde brüllten sehr." — Laß mich schweigen, lieber Leser; ich fand ein Loch voll Klüfte, reichlich mit Wasser angefüllt und vermochte mit keiner der üblichen Fackeln die längst verschwundene Vergangenheit zu erleuchten. Ich wollte Lichtelfen erblicken und da überfiel mich schon beim Einblick in die Höhle ein durchfröstelnder Schauer. Ja, ich glaubte im Schattenreich der Juden, im Scheol zu sein, wo kein Bewußtsein

mehr Platz hat: „Im finsteren Todtenreich, da ist ewiger Schatten, ohne Licht und Strahl, Mitternacht ist Morgenroth!“ Genug, die ganze Expedition trug mir nichts ein, als eine durchnäßte Haut und einen nachträglichen Schnupfen.

Als die Wissenschaft noch ein zünftiges Handwerk der Gelehrten war, mußte die Heimath der Nibelungen unter allen Umständen in einem Nebellande liegen. Dort im Norden, unter einem eisigen, nebligen Himmel, auf einem unwirthlichen kalten Boden sollen sie gehaust haben die alten Recken. Warum nicht gar an dem trägen Strome der Lena unter 73° R. in Ostsibirien, an deren traurigen Ufern ein Volk wohnen soll, dessen Sprache so arm ist, daß es nicht einmal einen eigenen Namen hat und sich nur „nenetsch“, das heißt Menschen, nennt.

Mir graute. Nach dem Norden wandern; lag mir doch der Süden viel näher.

Inzwischen war ich nach München übersiedelt, um die dortigen Kunstschätze kennen zu lernen. Ohne Katalog, aber mit desto größerem Enthusiasmus, dem Herzschlag des Geistes, hatte ich mich daselbst eines Vormittages, ich weiß nicht mehr beim Residenz-Schloßwart oder bei Herrn Fischer zum Besuche des neuen Königsbaus gemeldet. Es war ein herrlicher Morgen und ich ahnte im Entferntesten nicht, was meiner wartete.

Gleich im Erdgeschoß besah ich in den fünf Sälen die Nibelungen, die großartigen Wandgemälde von dem berühmten, erst im vorigen Jahre verstorbenen Historienmaler Julius Schnorr von Carolsfeld.

Ich war ganz trunken, meine Augen brannten, meine Füße zitterten, es ging mit mir im Kreise herum, Herr Fischer mußte mich halten, sonst wäre ich hingestürzt vor Schauen und immer wieder Schauen. O, Nibelungen, Ihr preiswerthe Recken, lobebare Helden, kühne wunnigliche Degene, grimme, ungeschlachte Grobiane, allezeit fidele tapfere Brüder, romantische Burgunden, unsterbliche urgeschichtliche deutsche Lümmel, o Ihr epischen Menschen, was habt Ihr mich überwältigt!

Der Geist der Sage schwebte in den Lüften. Ueber dem Eingang der Dichter mit Märe und Saga; gegenüber Hagen und die Meerfrauen. An den Wänden Günther und Brunhild, Siegfried und Chrimhild, Hagen, Volker und Dankwart, Dietrich von Bern und Hildebrand, Etzel und Rüdiger, Siegmund und Siegelinde; Ute mit Gernot, und Giselher. — Dann gings in den Saal der Hochzeit und in den des Verraths. Hier fesselte mich der Kernpunkt des Ganzen, der Streit der Königinnen vor der Kirchthür so, daß ich nicht wegkommen konnte und wenn mich Herr Fischer nicht am Arm genommen und weiter geführt hätte, ich glaube, ich stünde heute noch vor diesem großartigen Bilde. Hier in diesem Saale wird Siegfried auf der Jagd ermordet; Chrimhild findet Siegfrieds Leichnam; Hagen wird an der Leiche als Mörder erkannt. An der Decke befindet sich der Nibelungenhort mit den Erdgeistern, und Chrimhildens Traum. Und weiter ging es in den Saal der Rache: Chrimhilde kommt, Volker und Hagen zur Rede zu stellen; der Kampf an der großen Stiege des brennenden Palastes; Dietrich überwindet Hagen; Chrimhilde fällt durch Hilde-

brand; in der Mitte der Decken die prophetischen Meerweiber.

Hier hat die Mär' ein Ende. Das ist der Nibelungen Not. Erschöpft schleppte ich mich in den Saal der Klage: die Todten werden aus dem Blutsaal getragen; die Boten ziehen mit den Waffen der Helden fort; Bischof Pilgrim läßt die Geschichte sich erzählen und ordnet Todtenmessen an.

Ich hatte also den Dichter mit Märe und Saga leibhaftig abgebildet gesehen und doch vermochte mir nicht Einer zu sagen, wie hieß er? wo war seine Heimath? — Aergerlich rief ich aus: „Alte Saga, reich' mir das aurum potabile, das Lebenselixir aus Deinen Schalen, ich verschmachte!" Erst in der nahen Residenzstraße beim Franciskanerbräu fand ich bei einem frischen erquickenden und stärkenden „Maßl" meine innere Sammlung und meine Ruhe wieder.

Wenn ich oben den Streit der Königinnen vor der Kirchthüre den Kernpunkt des Ganzen nannte, so hatte ich so ganz Unrecht nicht. Die ganze Geschichte ist im Grunde genommen höchst einfach und die eigentliche Ursache der Hader zweier Weiber, erst über die Vorzüge ihrer Männer — und es hatten doch Beide genug auf ihrem Kerbholz — und dann, welcher von beiden Frauen der Vortritt in die Kirche gebühre. Eifersucht, Ehrsucht! Da haben wir die ganze Bescheerung, aus welcher manchem Ritter viel Leid entstehen sollte. Und alsbald darauf stößt der grimme Hagen den von seinem Weibe Chrimhilde über alles geliebten Siegfried einen Speer in den Rücken. Aus diesem zerstörten Liebesglück entspringt nun jahrelanger brennender Rachedurst und mit ihm für Alle Tod und Verderben. Wo

Gefühl nicht mehr ist im Weibe, da ist die Natur verrenkt.*) König Günther und Hagen sind zuletzt allein noch übrig: dem Günther läßt Chrimhilde das Haupt abschlagen; dem Verräther Hagen haut sie selbst mit eigner Hand das Haupt ab; Hildebrand haut schließlich sie selbst dafür in Stücken. Das ist der Nibelungen kläglicher Armesündertod! Und das Alles eines elenden Schurken wegen; denn, man mag nun die Sache ansehen und bemänteln, wie man will: Hagen ist und bleibt, ex adyto cordis sage ich es, der allergemeinste, scheußlichste Meuchelmörder, den es nur geben kann.

Erst stößt er dem nichts ahnenden, arglosen Siegfried meuchlings einen Speer in den Rücken; stiehlt gewaltsam der Wittwe des von ihm also gemordeten Mannes ihr Eigenthum; erschlägt einen Fährmann; wirft einen hochwürdigen Kaplan ins Wasser; bleibt als Gast am Hofe der später wieder verheiratheten Chrimhilde wie ein rechter unfläthiger in Sünden grau gewordener alter Bengel, statt vor der im Innersten bis in den Tod verletzten Königin aufzustehen, in ruhigem Trotze sitzen, damit man nicht glaube, er fürchte sich, und fügt zu dieser Verhöhnung der Sitte noch grausamen Hohn. Und schließlich, da er bösen Gewissens

*) Die sittsame liebenswürdige Chrimhilde wird zur Furie. Taub für die Stimme der Natur, opfert sie ihre Vasallen zu Tausenden, schlägt das Wohl ihres zweiten Gemahls in die Schanze, wüthet gegen ihre Verwandten, ihre Brüder und gibt sogar ihr eigenes Kind gewissenlos Preis, aus dem einzigen Grunde, weil sie nach dem Blut eines Mannes dürstet, der durch die heiligen Rechte der Gastfreundschaft vor ihren Meuchelmördern gesichert ist: sterben soll der übermüthige Hagen, dieser verhaßte Urheber aller ihrer Leiden. —

merkt, daß man gegen ihn etwas im Schilde führe, wüthet er mit seinem Schwerte Balmung im großen Morden und Zornestoben, wie das liebe wilde Vieh und veranlaßt noch gar seine saubern Kameraden in der Noth des Dürstens das Blut der Erschlagenen zu trinken, das in solcher Hitze noch besser als der Wein sei, welchen ekelhaft rohen Rath die Recken denn auch sofort befolgen und ihm danken, daß sie durch seine Lehre so guten Trank gethan haben; ihnen sei noch gar selten ein besserer Wein geschenkt worden.

Seinem grimmen Muthe entsprach auch sein Aeußeres ganz und gar: breitschulterig, grauhaarig, hagebüchen, „schrecklich war sein Gesichte, die Beine waren lang." Der finstere und ungeschlachte Mistfinke war nichts als Haut, Haarwachs und Knochen, und ungekämmt und ungewaschen, wo ihn die Haut anrührte: sah sein Lebtag keine Sodaseife, „den äzenden deutschen Schaum", wie der römische Epigrammendichter Martial die Seife nennt. (Die Seife ist beinebens gesagt eine Erfindung der alten Deutschen: Sepe, Sefe.) Was Hagen's gemeinen Charakter noch überdies besonders kennzeichnet, ist, daß er einmal Chrimhilde arg verhöhnt und später doch wieder — da er nota bene in ihrer Gewalt ist, eine „viel edle Königsfrau" anredet und sie ihn bald darauf in's Gesicht einen „bösen Unhold" nennt. Und lügen konnte er, der boshafte Mensch — und Bosheit ist ja nichts anders, als ein mit Vorsatz gewissenloser Egoismus — wo er nur immer das Maul aufthat; er war eben wie ein — Franzose. Schade, daß es zu damaliger Zeit noch keine Luftballons gab; Hagen wäre jedenfalls aus der Etzelburg auf- und davongeflogen. Auf der Donau schlägt er

mir nichts dir nichts einem Fährmann, welcher sich weigerte, die sogenannten Helden überzuführen, das Haupt vom Rumpf und wirft es auf den Grund. König Günther sieht mit den andern Rittern noch das Blut des Erschlagenen in dem Schiffe rauchen und schwimmen.

Da fragt Günther: „Wo ist denn, Herr Hagen, der Fährmann hingekommen? — Eure starken Kräfte haben ihm wohl das Leben benommen.“ — Er (Hagen) sprach mit Lügenworten: „„Als ich das Schifflein fand — Bei einer wilden Weide, Da lös't es meine Hand: — Ich habe keinen Fergen heute hier gesch'n, — Es ist auch Niemand Leides von meinetwegen geschch'n.““ — Heißt das nicht unverschämt gelogen! Nun aber lügt ein tapferer Mann nicht so frech, das thut nur ein abgefeimter Böswicht. „Eine tiefe, große, echte Aufrichtigkeit!“ — sagt der bekannte englische Schriftsteller Thomas Carlyle — „ist die allererste bezeichnende Eigenschaft eines irgendwie heldenhaften Menschen. . . . Einem Manne steht es in keinem Falle frei, Lügen zu schmieden.“ — Und wer denn nun in seinem Innern kein Jaguar ist — oder wie immer diese großen Bestien aus dem blutdürstigen Katzengeschlechte heißen mögen — der wird leicht begreifen, daß des Markgrafen Rüdeger von Bechelaren holdseliges Töchterlein vollkommen Recht hatte, wenn sie das alte Lügenmaul Hagen's beim Empfang der Gäste zu küssen sich weigerte. Welche tyrannische Zumuthung von den Eltern! Man höre: „Die Markgräfin (Gotelinde) küßte die Könige alle drei; — So that auch ihre Tochter. Hagen stand dabei. — Sie sollt' auch ihn noch küssen. Da blickte sie ihn an: — Er kam ihr vor so

furchtbar; sie ließ es lieber ungethan." — Und die geneigte Leserin ist gewiß eines Sinnes mit dem Markgrafentöchterlein. Doch man höre weiter und empöre sich nicht: „Doch mußte sie sich zwingen, weil's der Vater gebot, — Gemischt war ihre Farbe, sie wurde bleich und roth." —

Das glauben wir gerne, denn uns ekelt schon bei dem bloßen Gedanken an diesen aufgezwungenen Kuß. Daß übrigens die junge Markgräfin in der That eine liebesüße Maid war, ist nicht etwa eine leere Erfindung von mir, der ich ein gar großer Verehrer des schönen Geschlechts bin, sondern im Nibelungenliede selbst heißt es von ihr: „Mit süßen Liebesblicken sah da Jedermann — Die schöne Ditelinde, Rüd'gers Tochter, an, — Wohl kos't in seinem Sinne sie mancher Ritter gut, — Wie sie's auch verdiente: sie war schön und hochgemuth." — Und der lustige Fidelmann Volker sprach laut und offen — „als man sich satt getrunken und gegessen allzumal", indem er beim „vielreichen" Vater in optima forma um das blühende Töchterlein wirbt, die schmeichelhaften Worte: „Und wenn ich wär ein König, sprach der kühne Mann, — Und Kronen tragen sollte, zum Weibe möcht' ich ha'n — Eure schöne Tochter; die wünschte sich mein Muth; — Sie ist minniglich zu schauen, dazu edel und gut." — Die schöne Dietlinde wird denn auch noch an demselben Tage nicht des Fidelspielers, wohl aber des Königs Giselher's minnigliche Braut und somit eine Schwägerin der Chrimhilde. „Und schnell mit den weißen Händen sie Giselher umschloß! Und ach, wie wenig doch die Edle später sein genoß!" — Giselher wird bekanntlich bald darauf auf der Etzelburg vom kühnen Wolfhart erschlagen.

Kein Wunder, wenn der größte Fürst, Feldherr und Staatsmann seiner Zeit, Friedrich der Große von Preußen, dem Gedichte durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der Schweizer Müller, Gymnasiallehrer zu Berlin, hatte nämlich im Jahre 1782 die erste vollständige Ausgabe des Nibelungenliedes besorgt. Der große Preußenkönig schrieb ihm hierauf folgende denkwürdige Zeilen, welche heutzutage noch auf der Bibliothek in der s. g. Wasserkirche in Zürich unter Glas und Rahmen aufbewahrt werden: „Ihr habt eine viel zu vortheilhafte Meinung von denen Gedichten aus dem 13. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver werth und würde ich sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herausschmeißen." — Also der alte Fritze!

II.

„In duft'ge Ferne lockt des Posthorns Klang."

Jahre kommen und vergehen. Nun aber lebt man nicht von den Nibelungen, da lockt man keinen Hund vom Ofen. Ich hatte Anderes und Wichtigeres zu thun.

Doch kein Abschweif von meinem Thema. Wenn ich übrigens nach der Weise der Romandichter das Meiste an das Schoßkind meiner Phantasie verschwende und für das Uebrige wenig behalte, so mag mich der geneigte Leser entschuldigen.

Auf einer Geschäftsreise einen kleinen Abstecher machend, flankirte ich an einem heißen Sommertage in einem der hügeligen, dunkeln Tannenforste Oberschwabens, wo einst „Wisente" (Bisonochsen), „Elche" (Elenthiere), „Ure" (Auerochsen) und grimme „Schelche" (Riesenhirsche) hausten. Ermüdet von einem langen Marsche hatte ich mich neben einem Quell, der durch Gestein von einem Hügel herab murmelte, unter Fichten und Tannen in das weiche Moos gelegt. Ueber mir hatte ich den blauen Himmel, südwärts erreichte mein Blick durch eine Lichtung des Waldes den großen Spiegel des Bodensees und ganz in der Nähe ein

glitzerndes Mühlwehr und einen Weiher, von Schilf und Fenchel halb bedeckt. Tiefe Stille herrschte ringsum, nur zuweilen unterbrochen durch jenes geheimnißvolle Rauschen oben in den Wipfeln der Bäume. Ich dünkte mich wieder, wie in meiner Jugend, ein Fürst des Waldes:

„Die deutsche Sage, so lieb und traut,
Thront neben mir, meine hohe Braut.
„Mein Kämmerer schmückte den Thron uns schön
Mit Purpurblumen der Heimathhöh'n.
„Mein Truchseß Bergwind trägt mir im Nu,
Ambrosia würziger Düfte zu.
„Mein Erbschenk dorten, der Murmelquell,
Er beut mir Nektar, lauter und hell.
„Mein Erzmarschall, der treue Genoß,
Heißt Frohmuth, er zäumt mir das Flügelroß."

Ich mochte wohl eine Stunde so geruht und mich an dem kühlen harzigen Walddust erquickt haben, als ich von der Fahrstraße her ein beunruhigendes Stampfen von Pferdehufen und Rollen von Wagenrädern hörte. Ich besann mich nicht lange und drang rasch vom Fußpfad abseits in's Gebüsch und gelangte nach einigen Minuten, das Schnauben und Schlagen scheugewordener Pferde immer deutlicher vernehmend, auf die Fahrstraße. Diese zog sich stark bergan. Auf der einen Seite stand der Wald wie eine Mauer, während auf der andern ein jäher Abhang, nur von niedrigem Gestrüpp etwas maskirt, eine ziemlich gefährliche Stelle bot. Schon waren in dieses Gestrüpp die hintern Räder eines Reisewagens eingedrungen; die Pferde bäumten sich und drängten rückwärts dem Abhang zu: nur noch ein Zuck' und Ruck — und der Wagen wäre hinabgestürzt.

Der Kutscher war von seinem Bock herabgesprungen und hatte noch rechtzeitig die schnaubenden Thiere zum Stehen und sodann den Wagen wieder in die rechte Lage gebracht. Inzwischen war ich aus dem Wald getreten. „Wie, Ihr seid es, Brose?“ rief ich erstaunt, „ich sehe, Ihr seid allein fertig geworden.“ Der Postillon Ambrosius, abgekürzt in seiner Heimath „Brose“ genannt, entgegnete grüßend, indem er die zitternden Thiere durch Streicheln zu beruhigen suchte: „Ich habe eine Extrapost zu fahren. Sobald es dunkelt, wollen meine Braunen an dem steinernen Kreuze am Wege nicht vorüber; heute haben sie mir warm genug gemacht. Die alten Schimmel, mit denen ich Sie einmal vor Jahren geführt habe, sind freilich nicht stutzig geworden“, setzte er lächelnd hinzu. Die Worte des Postillons wurden von mir beinahe überhört, denn meine Aufmerksamkeit hatte sich bereits dem Innern des Wagens zugewendet. Das darin sitzende junge Mädchen bog eben den schönen blonden Kopf heraus. O, Elfen meiner Jugendzeit! Mit ruhiger, aber doch etwas vibrirender Stimme, ihr großes braunes Auge forschend auf mich, den Fremden, geheftet, erwiederte sie flüchtig meinen Gruß. „Brose“, sagte sie, zu diesem gewendet, „ich werde die kurze Strecke vollends zu Fuß zurücklegen.“

„Wie Sie wollen, Fräulein Willibirg“, meinte Brose freundlich-derb, wie er war, und wollte ihr aus dem Wagen helfen; aber das junge Mädchen, behender als der unbeholfene, breitschultrige Rosselenker, hatte den Wagen schon verlassen.

Mit leichten Schritten ging sie voran. Nicht ohne Be-

wunderung sah ich dieser schlanken zarten Gestalt nach. Der kühle Abendwind spielte in dem duftigen blaßblauen Kleide und um die blonden Locken, die ihr lose über den zierlichen Nacken fielen, was ihrer graziösen Gestalt noch mehr Reiz verlieh. Bald hatte sie den näheren Fußpfad betreten und war unseren Blicken entschwunden. „Wer ist das Fräulein?“ fragte ich neugierig den neben mir auf dem Bock sitzenden Brose. „Fräulein Willibirg, die Tochter des Herrn Castellans da drüben auf dem Schlosse. Ich habe sie heute vom Bahnhof in L. abgeholt; sie war seit einigen Jahren in einem Fräulein-Institut zu G.“ — Ich wußte genug und wollte auch von dem gewöhnlich wortkargen und zugeknöpften Brose nicht mehr wissen. Die Straße bog auf einmal ab. Eine Waldcoulisse war jetzt wie zurückgeschoben und in dämmerigen Umrissen lag ganz nahe vor mir das mittelalterige Schloß W. — Es ist ein überraschender Anblick für den Fremden, der auf der Eisenbahn aus dem Gewühl des modernen Lebens kommend, nach ein paar Wegstunden waldeinwärts plötzlich sich in graue Vorzeit versetzt sieht. Ich verließ sofort den Wagen sammt dem Brose und begab mich auf dem kürzesten Pfade nach dem Schlosse. Bald hatte ich denn auch die im ersten Stocke befindliche Castellanswohnung erreicht. Fräulein Willibirg, welche ein Viertelstündchen vor mir angelangt sein mochte, empfing mich freundlich. Eben schlug es 9 Uhr auf der großen Wanduhr im Hintergrunde des Zimmers, als der Castellan eintrat. Es war ein Mann von mittlerer Größe und zierlichem Wuchse. Das weiße Haar kontrastirte angenehm zu der blühenden Gesichtsfarbe und den freundlichen Augen; in

seinem ganzen Wesen lag jenes geräuschlose verbindliche Benehmen, das gewöhnlich Denjenigen eigen ist, welche als Untergebene eine lange Reihe von Jahren bei hohen Personen ein wohlverdientes Vertrauen genießen; wie der Castellan sich denn auch rühmen konnte, der älteste der fürstlichen Diener zu sein. Willibirg stellte mich ihrem Vater als einen Landsfremden und doch nicht mehr ganz Fremden vor. War ich doch ihrem Wagen im Momente einer Gefahr, wenn auch zu spät kommend, hilfreich beigesprungen? Doch der Castellan kannte mich schon von früher her, hatte auch meinen Vater, den Alterthumssammler, gut gekannt und so war ich denn alsbald im Hause ungeheuchelt herzlich willkommen.

Der Schatten jedes verflossenen Tages schreitet umher und lächelt wie ein Engel oder wie eine Furie droht er. Heute lächelte er mir fürwahr auf zweifache Weise. Man wird später sehen warum.

Das große braungetäfelte Wohnzimmer des Castellans bot einen gar traulichen Anblick dar. Obgleich die Möbel aus allen Jahrhunderten und ganz verschiedenen Zeiten stammten: in Einem stimmten sie doch zusammen, denn alt, zum Theil uralt, waren sie alle. Das Canapé von verblichenem blauen Damast mit den hohen Füßen und dem gleichfarbigen Lehnsessel neben dem grünen monströsen Kachelofen gehörten wohl dem Mittelalter an und waren gewiß früher, als sie es verdienten, aus dem großen Rittersaale in die Wohnung des Castellans degradirt worden. Dem Ofen gegenüber, zwischen den beiden Fenstern — durch welche die kühle Nachtluft hereinströmte und das Plätschern des Brunnens im Burghof sich vernehmen ließ — unter dem großen

fast erblindeten Spiegel stand auf Löwenfüßen eine Komode aus der Zopfzeit, deren Schnitzwerk, ein Ausbund von Zierlichkeit, schon manchen Kenner fesselte. Unter diesen Denkmälern vergangener Zeiten verdiente gewiß der Schrank dem Canapé gegenüber die größte Aufmerksamkeit. Es war ein Meisterwerk. Die kleinen bausbackigen Engel, welche den zugezogenen Vorhang zur Seite schoben und in seinen Falten sich halb versteckten, sahen gar schelmisch, ja sogar noch ganz so frisch aus wie ehedem. Zu diesem Schranke hatte nur allein der Castellan den Schlüssel in Verwahrung. Hier waren alte Urkunden und allerhand Familienpapiere aufbewahrt. Noch hatte der Castellan wohl nur Wenigen erlaubt, das Innere des Schrankes kennen zu lernen. Dieser Umstand allein reichte schon hin, daß dieses interessante Möbel von Jedem im Schlosse ganz besonders respektirt wurde.

Während Fräulein Willibirg den runden Tisch zu einem Nachtimbiß deckte, hatte ich mich mit dem Castellan in einen Discours über den Ursprung, das Alter und die sonstigen Schicksale des Schlosses eingelassen. Und so waren wir denn auch auf das Ameublement und zuletzt auf den kostbaren Schrank und die darin befindlichen Familienpapiere zu sprechen gekommen. Als nun der Castellan, selbst neugierig wie er war, und wie nun einmal überhaupt die Menschen sind, denn es treibt sie selbst, der Dinge letzten Ring zu suchen, zumal in der Geschichte, wo die Fabel selbst nicht verschmäht wird — und, ward sie oft zum Irrlicht zwar, so gleicht sie doch öfter der Lampe, die aus entfernter Hütte dem Wanderer durch die Nebel der Nacht verwandte Wesen ankündigt — ich sage, als nun der Castellan von

mir erfuhr, daß ich in Sagen und Geschichten wohl bewandert und obenein alte Urkunden und Handschriften, wie nicht Einer, lesen könne, sagte er mir auf den morgenden Tag die Durchforschung des alten Schrankes bereitwillig zu.

Irgend ein Schriftsteller macht die Bemerkung, die Seele setze im Traume die Erleuchtung des Tages fort, wie Edelsteine, am Tage an der Sonne gelegen, bei Nacht leuchten. Dem sei nun wie ihm wolle, mir träumte es die ganze Nacht von Burgen und Schlößern und Rittern und Recken und sogar von den in mir selbst längst begrabenen — Nibelungen.

Doch ich halte als ein Sohn meiner Zeit nichts von Träumen und so verbrachte ich denn in aller Gemüthsruhe beinahe den ganzen Vormittag mit dem Durchstöbern und Lesen der alten Papiere. Urkunden, vergilbte Rechnungen, Quittungen, Leibeigenschaftsbriefe, Küchen- und Jagdzettel, herausgerissene Blätter aus Kalenderaufzeichnungen und Nekrologbüchern — alles lag bunt durcheinander zerstreut in den Schubladen und Fächern des Schrankes.

Etwas Neues und Interessantes boten mir diese ungeordneten und mangelhaften Papiere keineswegs und schon war ich daran, den Schrank wieder zu schließen, als mir zu guter Letzt noch ein Regestenbüchlein in die Hände fiel, in welchem der wesentliche Inhalt mehrerer alten Urkunden in chronologischer Folge kurz angegeben war. Da ging mir ein Lichtfreund auf, denn endlich gelang es mir, eine Spur aufzufinden, aus welcher ich mit ziemlicher Gewißheit schließen konnte, daß die Nibelungen aus dem nicht weit von der Wiegengegend der Welfen (nachmaliges Besitzthum

der Hohenstaufen) seßhaft gewesenen Geschlechte derer von Nibilunc ihren Ursprung gehabt.

Daß die ältesten Handschriften des Nibelungenliedes in der Bodenseegegend vorgefunden wurden, war mir nicht neu. „Ehrend für Alemanien ist es", sagt ein geschätzter Geschichtsforscher, „daß dieses Land, wie es das reichste an Dichtern war, so auch frühe das größte Verdienst um Sammlung der Dichtwerke sich erwarb. Wenigstens ist es die Umgebung des lachenden Bodensee's, zumal der Thurgau, und dort der trauliche Winkel, welchen der jugendliche Rhein vor seiner Mündung in den Bodensee bildet, wo die drei ältesten Sammlungen der Minnesänger,*) die ältesten Handschriften des Nibelungen-Liedes (die Laßbergische, Münchner, beide von Hohenems, die St. Galler, ursprünglich auf Schloß Werdenberg) und anderer Sänger dieser Zeit vorgefunden wurden unter Umständen, wonach sie in diesen

*) Die Blüte und beste Zeit des Minnegesangs fällt in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Frühlingslust, Blumenbrechen und Maientänze unter der Linde waren des Minneliedes ursprüngliche und fortbestehende Grundlagen. An Fürstenhöfen wie in Klöstern wurde Minne gesungen. Selbst ein geistlicher Herr versuchte sich in Tagliedern, d. h. solchen Liedern, worin der Wächter, welcher den Tag anruft, als Warner der Liebenden erscheint. „Wem solte daz nicht wol gevallen, Daz ein abt von sante Gallen Tagliet macht sô rehte schône?" Hugo von Trimberg der Renner (gedichtet um 1290). Den Namen des Abtes weiß man nicht bestimmt.

Die meisten der Minnesänger konnten übrigens weder lesen noch schreiben, wie denn Ulrich von Lichtenstein in Steyer (geb. um 1200, † 1276; beschrieb sein abenteuerliches Leben in „Frauendienst") bekanntlich einen Brief seiner Geliebten geraume Zeit mit sich herumtragen mußte, weil er Niemanden hatte, der ihn ihm hätte vorlesen können.

Gegenden selbst abgeschrieben worden zu sein scheinen." *) — Daß ich aber in der Bodenseegegend so glücklich sein sollte, zum ersten und einzigen Mal auch den Namen der Nibelungen vorzufinden, war für mich zur höchsten Freude. In einem allerjüngsten Artikel über das Nibelungenlied**) ist unter Anderem gesagt: „So viel wissen wir, daß das Gedicht aus der herrlichen Zeit der Hohenstaufen stammt, wo in Deutschland Staat und Kirche, das ritterliche und das Volksleben in höchster Blüthe stand und wo auch die deutsche Dichtkunst ihre goldene Zeit feierte. Damals wurden die alten vielgesungenen Mären erneuert, und wie einst Karl der Große eine schriftliche Sammlung der alten Heldenlieder veranstaltete, jener Lieder, die dem großen Frankenbeherrscher so werth waren, weil sie die Thaten seiner Vorfahren, der Pipine oder Nibelungen, feierten, so mußte unter den Hohenstaufen, deren Stamm man wohl gar von den Karolingern oder Merovingern ableitete, der Sinn für die alte einheimische Heldendichtung neue Nahrung erhalten. Sie liebten und übten ja selbst die Dichtung, namentlich Friedrich I., der die Provenzaldichter an seinen Hof zog und

*) Rudolf von Ems, Dienstmann zu Montfort, † in Italien, zur Zeit Kaiser Konrads IV., † 1254, verdankte das wälsche Buch, wonach er seinen Wilhelm von Orlens dichtete, dem in Urkunden der Jahre 1250 genannten Johannes von Ravensburg, welcher es von Frankreich mitbrachte. „Von Frankenrîch in tiutschin lant Wurden diesu maere gesant Bî einem hübschen werden man ... Von Ravenspurg Johannes." Stelle aus Wilhelm von Orlens bei Hagen. Minnesänger. 4. 548.

**) S. Beil. z. Allgem. Zeitung 1873 No. 180. Die französischen Wörter im Nibelungenliede. Von Dr. Alb. Wittstock.

dadurch den Geist der Nacheiferung in Schwaben und dem übrigen Deutschland erweckte; ferner ist uns speciell erhalten, was Friedrich II., der zwar meistentheils in Italien, aber doch von 1212—1220 und von 1235—37 in Deutschland war, für Kunst und Wissenschaft gethan, und König Konrad IV. ließ eine Weltchronik dichten. Eine neue Vermuthung ließe sich noch aufstellen, wenn man den christlichen Sinn, der durch das Gedicht zieht, nicht für unwesentlich hält. Mit ihrem ursprünglich heidnischen Inhalt werden die alten Heldenlieder bei der Geistlichkeit wohl keine Gnade gefunden haben,*) es wäre aber möglich, daß auf Grundlage eines lateinischen Gedichtes von einem Geistlichen mit poetischem Talent, vielleicht von einem Mönch in St. Gallen, ein so zu sagen christianisirtes Nibelungenlied gedichtet worden ist. Es kann nicht fehlen, daß in einer so vielfach gedeuteten Frage immer wieder die Wahrscheinlichkeit sich für berechtigt halten wird, neue Gesichtspunkte aufzustellen, und ein strenger Beweis, der keine Einwendung zuließe, wird auch, so lange für jene Zeit nicht neue Geschichtsquellen fließen, wohl schwer möglich sein. Vielleicht ist es sogar Pflicht, keine Ansicht zu verschweigen; oft kann die leiseste Spur einen Andern auf den richtigen Weg leiten." —

Wie schon gesagt, bot mir das im Schranke aufgefundene Regestenbuch eine geschichtliche Handhabe. Ich hatte

*) Das auf einer Insel des Bodensee's gelegene i. J. 724 gegründete Kloster Reichenau besaß im Jahre 821 schriftlich zwölf Gesänge aus den nach der Völkerwanderung gebildeten neuen Sagenkreisen, obgleich frommer Eifer von Bonifacius an (718—815) heftig gegen die Volkspoesie eiferte und z. B. laut einem Capitulare von 789 namentlich den Nonnen verboten wurde, „winileodes scribere vel mittere."

zum ersten Mal festen historischen Boden und will nun durch die eben angeführten Worte, „keine Ansicht zu verschweigen", ermuthigt, meinen Fund der wißbegierigen Welt suppenheiß und brühwarm mittheilen, nur verbrenne sich der schwerfällige Gegner meiner Ansicht in der Eile und Hast nicht das Maul; nur treulich wiedergeben kann ich, was der Zufall mir in die Hände spielte:

Um's Jahr 1100 schenken ein gewisser Nibilunc und seine Gattin Imirza dem Kloster Weingarten unter Abt Kuno (einem Grafen von Tann und Truchseß von Waldburg) ein Gut zu Groppach,*) im jetzigen Gemeindebezirk Grünkraut, Oberamts Ravensburg im Königreich Württemberg.

Dies ist meines Wissens die erste historische Nennung des Namens Nibelungen.**)

---

*) Groppach, d. i. ein Wasser, Bach, in welchem sich Flußgroppen, Groppfische oder Kaulköpfe (Cottus gobio) finden.

**) Es gab Zeiten, da der Mangel der Zunamen allen Unterschied der Familien für die später Lebenden aufhob: es gab einfach nur Taufnamen. Nun nimmt man aber besonders in der Genealogie der Deutschen den diplomatisch-genealogischen unbestreitbaren Grundsatz an, daß es um das Jahr Tausend die ersten Familiennamen gab; um diese Zeit nämlich fingen die adeligen Geschlechter an, sich von ihren eigenthümlichen oder lehenbaren Schlössern und Dörfern zu nennen und zu schreiben. Menschen wachsen bekanntermaßen nicht wie Schwämme aus des Erde. Ein Jeder von uns, gleichviel ob adelig oder bürgerlich, kann behaupten, daß er von einem der drei Söhne des Noah, oder von Adam selbst, in einer ununterbrochenen Geschlechtsfolge abstamme. Um dieses jedoch genealogisch beweisen zu können, muß man die Personen, welche die Geschlechtsfolge bilden, historisch nen-

Diese erste Entdeckung des Namens „Nibilunc“ führte mich alsbald darauf auf ganz neue Spuren, die einer eingehenden Prüfung wohl werth sein dürften. Zur Zeit der in Alemannien bestehenden alten Gauverfassung befand sich unter andern auch einige Stunden nordöstlich vom Bodensee der große Nibelgau mit dem Flusse Nibel.

Bei dem Weiler Niederhofen im jetzigen württembergischen Oberamtsbezirk Leutkirch nämlich nimmt der aus den Allgäuer Alpen in Bayern kommende Fluß, die Eschach (ein Zufluß der Iller, Nebenfluß der Donau), den merkwürdigen Namen Nibel an und führt ihn bis zu ihrer Einmündung in das Flüßchen Ach, die auf der Markungsgrenze der Gemeinden Reichenhofen und Wuchzenhofen bei Lauben erfolgt — eine Benennung, welche sich in alten Zeiten wahrscheinlich über den ganzen untern Lauf der Eschach erstreckte und dem Nibelgau seinen Namen gab. Nibel ist eine in dieser Gegend überhaupt nicht seltene Benennung für Bäche, Brunnen und Teiche (bei dem Weiler Kirnach, bayr. Landgerichts Kempten, kommt z. B. ein Nibelbrunnen, ein Nibelbach und ein Nibelberg vor).

Die erste Erwähnung des großen Nibelgau's findet man in einer Urkunde bei Neugart (No. 105) vom Jahre 788 unter dem Namen Nibelgavia, wo auch eine ecclesia Nibelgavia genannt ist, worunter man den bayrischen Markt Legau (Kreis Schwaben) versteht. (Außer diesem Legau scheint eine Hauptdingstätte das vuf Hova Ufhova

nen können. Diese historische Nennung hat beim hohen und niedern Adel im 11. und 12. Jahrhundert ihren Anfang und ihre äußerste Grenze.

gewesen zu sein, was man für das jetzige Auenhofen hält, aber eben so gut auf Hofs beziehen könnte.) Schon im 8. Jahrhundert erhielt das im 7. Jahrhundert gegründete Kloster St. Gallen viele Vergabungen im Nibelgau, die sich im 9. und 10. Jahrhundert immer vermehrten und zu einem ansehnlichen Landesbesitz anwuchsen, wozu wahrscheinlich auch die nachmalige Herrschaft Zeil gehörte.*) Nun aber knüpfen sich die ersten Anfänge deutscher Literatur an das Kloster von St. Gallen; sie sind kirchlich lehrhaften Charakters und fallen schon in das 7. Jahrhundert nach Christus in die Zeit der Merovinger. Wir denken hierbei an das lateinische Vokabular mit deutscher Interlinear-Version, dessen sich der heilige Gallus, der als Irländer bekanntlich kein Deutsch verstand, bei seinem Bekehrungsgeschäfte bediente. Wackernagel vermuthet, daß auch der erste Ursprung der Evangelienharmonie Ottfrieds von Weißenburg, weil dieselbe zwei St. Galler Mönchen gewidmet sei, und weil des Verfassers Sprache eher allemannisch als überrheinisch klinge, von St. Gallen datire. Auch die ersten Anfänge des profanen Heldengesangs stammen von da: ein Mönch Ekkehard († 973) aus St. Gallen besang die Thaten Walters und Hildegundens. Und in einer Zelle des damals so mächtigen Klosters St. Gallen, welches bei steigendem Ansehen schon um 816 unter Abt Gosbert eine Bibliothek und etwas früher eine hohe Schule hatte, und, wie schon erwähnt, gar

*) Die beglaubigte Geschichte zeigt uns das Kloster St. Gallen als den, so viel bekannt ist, ältesten Besitzer von Schloß Zeil.

ansehnliche Ortschaften, Schlösser, z. B. Praßberg, Zeil, Marstetten, Neuravensburg u. s. w., Güter, Höfe, Huben, Waldungen, Waiden u. s. w. bis zum heutzutage noch stattlichen Schloß Kronburg im Illerthal im großen Nibelgau besaß, ich sage, im Kloster St. Gallen schrieb ein gelehrter Mönch das Nibelungenlied, in seiner ursprünglichen Gestalt, ab und um: „eine Verschmelzung des alten Volksepos mit der höfischen Kunstepik des dreizehnten Jahrhunderts." Die Nibelungen waren nichts anders als unsere alten Nibelgauer.*) (Im Jahre 837 wurde ein welfi-

*) Gar viele Wörter werden heutzutage namentlich im ehemaligen Nibelgau geradezu noch so gesprochen, wie sie im Nibelungenliede vorkommen. „Uns ist in alten mären wunders vil geseit", beginnt die Urschrift der Aventiure von den Nibelungen. „Und dô hôn i g'seit" (und da habe ich gesagt) kann man noch alle Tage im Gespräche einer im Uebrigen ganz biedern Nibelgauer-Gesellschaft beim Frühschoppen oder bei einer „nächtlichen Sitzung" dutzendmale nach einander Einem in's Ohr schreien hören. Ich sage ausdrücklich schreien, denn mit Verlaub, sprechen kann man eine mit so großer Heftigkeit geführte Unterhaltung nicht wohl nennen, und der zufällig an einer solchen Schenke Vorübergehende oder in's Gastzimmer eben Eintretend mag immerhin meinen, die über die harmlosesten Dinge von Wel „Zwitschcurirenden" haben mindestens Mordhändel mit einander; wobe mir denn immer die Dichterworte einfielen: „Die Leute schreien wie besessen, Es gilt ums Kuttelnessen", wenn ich z. B. beim jungen Balkenwirth in R. den ein und andern Meersburger „Frühpfiff" trank. Auch die meisten im Nibelungenliede vorkommenden altdeutschen Eigennamen finden wir in den ältesten Urkunden und Chroniken des alten Nibelgau's wieder; z. B. die Namen Alberich, Alderam, Amelung, Brunhilde, Dankwart, Ekhard, Gilfried, Gotalinde, Gundhar, Helmerich, Hildebrand, Iring, Ortlieb, Ortwin, Pilgerin, Rüdeger, Rumolt, Siegfried, Siegmund, Theodorich, Volker, Wichbert, Wolfhart und Wolfbrand.

scher Graf Ruodpert Schirmvogt des Klosters St. Gallen. Ruodpert's Großvater hieß „Amelung". Im Nibelungenliede heißen „Amelungen" Dietrich von Bern und seine Helden.)

Später wohnten im ehemaligen Nibelgau die sogenannten „freien Leute auf der Leutkircher Heide und in der Gepürs", welche unmittelbare Reichsbürger waren. — Ich hab's gesagt und jetzt ist mir's wieder wohl; ja jetzt erst athm' ich wieder fröhlich auf! — Wenn ich jedoch später in den Zeitungen lese, dieser und jener Geschichtsschreiber von der Zopfzunft sei bei Lesung dieser meiner Entdeckung vor Entsetzen und Schrecken vom Studirbock gefallen und jählings Todes verblichen — dann soll es mir in der That leid thun; allein ich darf und will nun einmal keine Ansicht, am allerwenigsten meine eigene unmaßgebliche verschweigen!

Und wenn etwa die geneigte Leserin über den alten langweiligen historischen Brocken es nicht mehr länger aushalten zu können vermeint, und mein Büchelchen brevi manu in den Ofenwinkel zu werfen stark versucht ist, so gebe ich ihr nur Eines zu bedenken, daß sie angesichts der gegenwärtig so brennenden Frauenfrage: „ob denn auch den Frauen von Natur die Befähigung für die verschiedenen Wissenschaften fehle oder nicht", ganz gut daran thun wird, sich nicht allein wie bisher nur mit den leichten (novellistischen) und feuchten (humoristischen) s. g. schönen Wissenschaften zu befassen, sondern auch mit den — trockenen.

Im Gebiete der zwei mächtigsten deutschen Ströme, des Rheins und der Donau leben und — sterben sie die Helden der Nibelungen. Der Rhein, der Nil des alten Deutschlands, der sein Delta in Holland hat, ist der eigent-

lich germanische Strom, die Hauptpulsader des classischen Bodens Deutschlands.

Zu Lochheim (Lorch) senkt Hagen aus Haß gegen Chrimhilden den Nibelungenschatz — „man hörte solche Wunder von großem Gut nie wieder sagen" — in den Rhein. In der Nähe des Rheins, da wo er noch kein in zuverlässiger Gleichmäßigkeit dahinwogender Strom, sondern ein großer, unbändiger und ausschweifender Wildfang ist, wird das Gedicht ab- und umgeschrieben. Ich habe schon oben erwähnt, daß die Nibelungen den Namen vom Nibelgau haben und der Nibelfluß dem Gebiete der Iller und damit der Donau angehört. Vom Rheine kommend ziehen die Nibelungen herab an den Ufern der Donau nach der Etzelnburg. „Sobald sie diesen Fluß überschritten haben, sind sie in Chrimhildens Bereiche. Aber er lagert sich gleichsam zwischen sie und ihre Feindin: er schäumt, er tos't, er ist trüb und angeschwollen, und bietet nirgends eine Brücke oder ein Fahrzeug dar. Hagen späht einsam am Ufer umher. Eine Nixe, Sigelint (wie Siegfrieds Mutter) genannt, weissagt ihm, daß kein Nibelunge, Gunthers Kaplan ausgenommen, an den Rhein zurückkehren werde. Hagen geht schweigend weiter und findet endlich eine Fähre; aber er muß den Fährmann erst tödten, bis er sich derselben bemächtigen kann. Nun fährt er seine Begleiter nach und nach über. Zuletzt stürzt er, das Schicksal versuchend, Gunthers Kaplan in die Wellen. Allein dieser, obgleich er nicht schwimmen kann, wird durch göttliche Hilfe gerettet und eilt in die Heimath zurück. In kühnem Trotze zerbricht nun Hagen das Fahrzeug. Er hatte früher, von

seinem Gewissen beunruhigt und Chrimhildens Rachgier ahnend, diese Fahrt nach Ungarn widerrathen. Jetzt aber will er sich auch von dem Schicksale keine Furcht abzwingen lassen und verkündet kaltblütig seinen Gefährten, was die Stromnixe geweissagt habe.

Nach einer ängstlichen Nachtfahrt erreichen die Nibelungen Rüdegers Mark; und siehe da, hier, auf der Grenzscheide des großen Hunnenreichs, finden sie einen schlafenden Mann, und dieser Schlafende ist der Markgraf Eckewart, ein geborner Burgunde, der Chrimhilden nach Ungarn gefolgt war und damals in Rüdegers Diensten stand. Eckewart eilt, freudig erstaunt, zu seinem Herrn und dieser preis't sich glücklich, die Nibelungen in seiner Burg empfangen zu können. In dem freundlichen Bechelâren (Pechlarn) an der Donau, wo die Erlaf mündet, verbirgt sich ihnen ihr Schicksal." Sodann reiten sie „mit Freuden von hinnen über den Sand, Niederwärts die Donau hinein in's Hunnenland." An der „schönen blauen" Donau finden schließlich die Nibelungen ihren Untergang: mit den Fluthen der „Tuonouwe" mischt sich der Recken Blut! Wenn ich Wunsches Gewalt und die Magie der Sprache hätte, ich würde noch mehr erzählen.

Wie sehr übrigens die Nibelungen heutzutage wieder in der Mode sind und mit der gegenwärtigen Musikströmung sogar im innigsten Zusammenhange stehen, ersehen wir daraus, daß in der Stadt Bayreuth in Oberfranken durch königliche Munificenz mit enormem Kostenaufwand eigens ein großes Theater erbaut wird, um die Richard Wagner'sche Trilogie „Der Ring der Nibelungen" mit einer auserwählten

Truppe bewährter Sänger und Musiker und mit aller nur erdenklichen Pracht der Dekorationen, Maschinerie, Scenerie, Kostüme u. s. w. angeblich im Sommer 1875 aufführen zu können. Finanziell soll das große nationale Unternehmen auf alle Fälle gesichert sein.

Der für drei Tage und einen Vorabend berechnete „Ring der Nibelungen" besteht aus folgenden einzelnen Opern: Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung. Das Vorspiel enthält vier verschiedene Scenen, jedes der andern Dramen ist in drei Akte geschieden, das letzte abermals mit einem Vorspiel; zusammen: 14 Abtheilungen. Das singende Solopersonal besteht aus 13 Männern und 21 Frauen (8 Walküren). Das unsichtbare Orchester besteht aus etwa 80 Mann.

Bekanntlich sollen übrigens die „Wagner'schen Nibelungen" keine eigentliche Oper, sondern nur ein „gesungenes Drama" oder „Trauerspiel" sein. Wie nun aber Wagner zur Composition seiner weltbewegenden Zukunftsmusik angeregt und angefeuert wurde, erfahren wir erst aus einem — im Mai 1873 in Bayreuth zu Wagner's Geburtstagsfeier von einem Münchner Professor eigens gedichteten — Festspiel. Dieses schildert Wagner, wie er als zwanzigjähriger, blondgelockter Jüngling spät in der Nacht in einer Weinkneipe Leipzigs sitzt und — an seinem Talent verzweifelt. Zur rechten Zeit erscheint dann ein Freund des jungen Wagner, ein älterer Freund, ein Meister in der Kunst, und es entspinnt sich ein Zwiegespräch nach der Melodie: „Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn." Die Sache nimmt übrigens einen ganz günstigen Verlauf; denn Wagner kommt der Aufforderung des älteren Freundes, ihm etwas vorzuspielen, bereitwillig nach

und als er geendigt, schließt ihn der Freund an seinen Busen und spricht das große Wort gelassen aus: „Gesungenes Drama ist Dein Feld!“

Eine Bemerkung sei mir noch erlaubt, daß aus Anlaß meines Besuchs auf Schloß W. daselbst auf einmal alles „vernibelungt“ wurde: der große Hofhund geht auf den Ruf „Nibilunc“, die prächtige Angorakatze heißt „Walküre“, eine neuerrichtete kleine Wirthschaft am Fuße eines Waldhügels mit prächtiger Aussicht wird „Nibelungenhort“ genannt, ja sogar der „derbständige“, sonst nichts weniger als poetische Brose, der noch den starken Bodengeschmack der alten Nibelgauer hat, benamst seinen Handgaul „Alberich“ und nennt das ihm gespendete Trinkgeld „Rheingold“ und schließlich, ja schließlich erhielt der Erstgeborene des Fräulein Willibirg, wollte sagen meiner Frau, in der Taufe den Namen „Siegfried“.

Und wenn nun meine wunderlichen Ansichten und aufgestellten kühnen Sentenzen auch ganz verschieden sind von den seither gäng und geben: neu sind sie doch und vielleicht auch, darf ich es sagen, ebenso haltbar, denn manche andere. Habe ich doch auch das Recht — wer lacht da? — so gut wie Andere, mein Scherflein mit beizutragen, oder, wenn Sie lieber wollen, mein bescheidenes Oellämpchen in das krause und verwirrte Nebelgrau und Dunkel des Nibelungenschachts mitzubringen. Die Kritik wird freilich als niederschmetterndes Mittel meine Sicherheitslaterne schon unbarmherzig öffnen und, was mir jetzt schon bei dem blosen Gedanken ein Grauen verursacht, das Ende vom Lied, d. h. die unausbleiblichen mich treffenden Folgen werden dann leider sein: schlagende Wetter und eine furchtbare Explosion! — „Und das geschieht ihm gerade recht“, höre ich mich selbst sagen.

Ueber

den Witz und seine verschiedenen Arten.

Was ist Witz? — ist nicht so leicht gesagt, als: Das ist ein Witz. — Mit der Definition des Witzes ist es gerade so, wie mit der Erklärung der Schönheit: es gibt eigentlich keine, die nach allen Seiten hin befriedigt. Verfehlte Definitionen des Schönen gibt es allerdings viele, denn es ist eben ungemein schwierig, den mysteriösen Grund und Reichthum der Schönheit in Worte einzufassen.

Das Schöne wird abgeleitet von dem Scheinenden und der Witz vom — Wissen. Daß ich es aber ohne viele Umschweife heraussage und nicht lange unnöthigerweise hinter dem Berge halte, so ist der Witz an sich ein geistiges Quecksilber, das in tausend Kügelchen über die Papierfläche rollt, ein scherzender Schmetterling, der von Blume zu Blume fliegt, ein ungewisser Strahl, der sich in Luft und Wasser bricht und das reinste Krystall, wie die trübste Glasscheibe durchflittert und vergoldet. Nach der neuesten mit dem Witz an der ästhetischen Anatomie zu Jena vorgenommenen Untersuchung ist er das spielende Urtheil; kein künstlich erdachtes und überlegtes Urtheil, sondern ein Einfall. Die Gabe des Witzes besteht darin, gute Einfälle zu haben.

Manche glauben allerdings, „zündende Blitze“ des Witzes zu schleudern, und ihre Rede ist doch nur ein mattes fernes Wetterleuchten; manche verschießen ihr bestes Pulver — aber ihre Einfälle sind mehr oder minder nur der Nachhall — eines „Meidinger“; es läuft Alles auf ein Nichts hinaus. Alte abgedroschene Anekdötchen sind keine Witze! Der Witz ist in Gesellschaft ein Herr Von; er ist in der ersten Rangklasse, ja er ist selbst eine — Großmacht. Der Witz hat längst vor der Kultur „alle Welt beleckt“; der Witz ist unsterblich! —

Es ist aber wohl zu unterscheiden zwischen dem gesprochenen Witz und dem geschriebenen. Der „geflügelte“ Witz hatte von je und zu allen Zeiten eine gewisse Narrenfreiheit; da hingegen man dem „gedruckten“ Witz, wo man seiner habhaft werden konnte, alsbald den Laufpaß über die Landesgrenze gab oder mit anderen Worten das betreffende Witzbuch einfach confiscirte und den Herrn Verfasser incarcerirte. Denn es ist in Deutschland noch nicht so lange her, daß es den Schriftstellern ungestraft hinging, witzig zu sein; die meisten Schriftsteller gehörten zur Klasse der „stubenhockenden“ Gelehrten, und unter dieser saftlosen und hochmüthigen Klasse (Ausnahmen hiervon machten die Göttinger Professoren Lichtenberg und Kästner) hatte sich eine solche Verachtung der ursprünglichen und angeborenen geistigen Gaben und namentlich des Witzes eingenistet, daß es um den Ruf eines jungen Mannes unwiederbringlich geschehen war, wenn ihm das Malheur passirte, in seinen Schriften und Vorträgen eine witzige Sprache zu führen. Die deutschen Gelehrten mieden die witzigen Leute, als wären sie

Aussätzige, und wirklich nannte der Schweizer Bodmer den Witz „eine Krätze des Geistes, die nicht eher Ruhe läßt, als bis sie sich durchjuckt."

Der Witz ist überall zu Hause, zu Wasser und zu Land, ist überall daheim, in der Hütte wie im Königspalast, im Gerichtszimmer wie in der — Weinstube, in der Matrosenkammer wie in der Reiterkaserne.

„Kürze ist des Witzes Seele", sagt Shakespeare im Hamlet. Es gibt verschiedene Arten des Witzes: weltgeschichtliche und locale Witze; nationale, Standes- und Charakterwitze; vom Kaiser- bis zum Eckensteher-, ja bis zum Galgenwitz; Majestäts-, Höflings-, Gelehrten-, Studenten-, Philister-, Soldaten- und Bauernwitze u. s. w. Es gibt auch Witze in der Bildhauerei, Malerei und andern Künsten, in der Dichtung (Fabel, Epigramm, Satyre ꝛc.) und im Räthsel; sodann Heirathsgesuch-, collegialische und sonstige Narrenwitze; die schlechtesten aber von allen sind und bleiben die sogenannen „schlechten" Witze.

Man spricht auch von einem „billigen" Witz. Dieser besteht in der Anbringung eines immer wiederkehrenden Einfalls, und wird dann in die Länge — „abgeschmackt". „Wenig Witz und viel Behagen!"

Obenan steht der Majestätswitz. Eines Tages, es war während meiner Studentenjahre, ich glaube anno 1850, saß ich wie gewöhnlich bei einer Tasse Cichorien-Mokka im Café Rottmann unter den Arkaden in München. Da stürzt ein wegen seiner Schönheit vielbewundertes Schenkmädchen, dessen Gesicht jedoch gar zu wenig Geist verrieth, athemlos zur Thüre herein. „Denken's nur, der alte König Lud-

wig hat soeben mit mir gesprochen", sagte sie voll Jubel. — „Was hat er denn zu Ihnen gesagt, meine schöne Hebe?" frug ich. — „Was er zu mir g'sagt hat? Wachsfigur, Wachsfigur!" —

Als der verstorbene König von Preußen durch die Mark Brandenburg reiste, hatte sich vor einem Dorfe am Wege ein Pastor in der Amtstracht eingefunden, um den König zu bewillkommnen. Der König kam, der Pastor näherte sich ihm ehrfurchtsvoll: „Königliche Majestät!" fing der verlegene Mann an, „königliche Majestät! tausende Ihrer getreuen Unterthanen, tausende, tausende lassen Sie grüßen, grüßen, königliche Majestät! tausende Ihrer getreuen Unterthanen, tausende —"

„Schon gut", sagte der König, „grüßen Sie sie wieder, aber, wenn ich bitten darf, jeden Einzelnen besonders." —

Hieran reiht sich der Höflingswitz, d. h. nicht ein solcher, der mit Bewußtsein von einem Höfling gemacht wird, sondern der einem Höfling unwillkürlich entwischt. Jener Schweriner Kammerherr dachte gewiß nicht daran, seinen allergnädigsten Herrn Landesvater zu beleidigen! Auf dem Sachsenberge bei Schwerin ward ein Narrenhaus gebaut. Kurz vor seiner Einrichtung besuchte es der Großherzog. Er fand die Lage sehr schön und wußte sich nicht genug zu freuen an der Aussicht über den großen himmelblauen Schweriner See: „Das ist hier ja wunderschön! So sollte man wohnen!" — „Ja", rief der Kammerherr, „wir haben auch für Ew. königliche Hoheit ein Zimmer reservirt!" —

Was den Charakterwitz betrifft, so ist es sehr bezeichnend, daß die wichtigsten Pointen, die schlagendsten epigrammatischen Aussprüche einer früheren Vergangenheit angehören, die, namentlich in Deutschland, der klassischen Periode unserer Literatur voranging. Es war damals die Zeit der Originale, der Kernmenschen, der unverbildeten Naivetät, des gesunden Menschenverstandes, ohne den jeder Witz nichts ist, als eine klingende Schelle. Als Jemand über Lichtenbergs, des berühmten Göttinger Professors (gest. 1799), große Ohren spöttelte, sagte dieser: „Es ist wahr, daß für einen Menschen meine Ohren zu groß sind, aber Sie werden mir einräumen, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind."

Als der bekannte Berliner Professor und Schriftsteller Johann Jakob Engel (gest. 1802) einmal zu dem Fürsten S., der ein sehr stolzer Mann war, gerufen wurde und dieser ihm keinen Stuhl anbot, das Gespräch sich aber auf den Herzog B. wandte, und der Fürst Engel fragte, wie er ihn gefunden habe, antwortete dieser: „Aufrichtig gestanden, nichts weniger als interessant. Soll ich die Wahrheit sagen, so war er ein höchst gewöhnlicher, beschränkter Kopf. Ich bin oft bei ihm gewesen. Indeß hatte er doch so viel Lebensart, mir — einen Stuhl anzubieten."

Und als Engel einst von demselben Fürsten zu Tische geladen war und dieser im Verlaufe des Gesprächs die naive Frage that; ob Cook auf seiner ersten Reise um's Leben gekommen sei, erwiderte Engel: „Ich glaube, ja! Doch machte er sich nicht viel daraus und trat bald seine zweite an." —

Der drastische Witz.

„Was würden Sie thun, wenn Sie einmal König wären?“ fragte Ludwig XV., und de Quesnay antwortete mit einem tiefsinnigen: „Nichts.“ —

Der Bischof Dupanloup von Orleans warf einem französischen Schriftsteller vor: „Sie sind ja als armer Judenjunge Gänsehirt gewesen!“ — Dieser erwiderte mit treffendem Witze: „Gänsehirt war ich in meiner Jugend und bin's nicht mehr; hätten Sie an meiner Stelle die Gänse gehütet, Sie würden sie heute noch hüten — dies, Monseigneur, ist der Unterschied zwischen Ihnen und mir.“ —

„Wenn Sie Chef der Commune gewesen wären, was hätten Sie gethan?“ — wurde ein bullenbeißiger Chauvinist und heißhungriger Deutschenfresser gefragt. „Ich hätte damit begonnen, mich erschießen zu lassen.“

Gehen wir nun zu den „nationalen“ Witzen über, das heißt zu den Witzen, welche die verschiedenen Nationen und Stämme gegenseitig über einander machen. Da ist gleich der gemüthliche „Oesterreicherwitz“. Am Bregenzersee hörte ich einmal, wie zwei österreichische Unteroffiziere sich unterhielten. Es war zur Zeit der letzten Kometenfurcht. „Die Planeten, so hab i g'lesen, sein diejenigen Körper, die ihr Liecht von einem andern empfang'n.“ — „Schaun's“ sprach der Andere, „da bin i halt auch a Planet: ich empfang mein Liecht vom Herrn Kaserneninspektor!“ —

Ueber die armen Schwaben geht's auch immer gewaltig her, als ob die Anderen nicht auch Schwabenstreiche machten! Ein Schwabe, nachdem er Alles gebeichtet und der Geistliche ihn schon absolviren wollte, sagte: „Herr Pfarrer,

nu hab i aber noch a schreckliche Sünd' uf'm G'wisse, die ischt so schrecklich, i ka se net ausspreche, sie ischt gar zu schrecklich." — „O, sag sie nur! ich kann Dich ja sonst nicht absolviren . . . sag sie nur;" — „Ach, Herr Pfarrer! i bin halt a Schwôb." — „Nun", sagte der Pfarrer, „nun, nun! e Sünd' ist es just net, aber hübsch ist es au net." —

Ein Engländer stand zu Frankfurt am Main, wie eben ein sehr wohlgekleideter Mann in's Wasser fiel. Alles schrie von ferne: Hilfe! Hilfe! — Der Engländer holte sein Fernglas hervor, sah sich den Ertrinkenden an und meinte: Habe nicht die Ehre, diesen Mann zu kennen. —

Der Witz über französische Enthusiasten, welche der Meinung sind, daß die Menschheit nach der Erfindung des lenkbaren Ballons des Herrn Dupuy de Lome sich nicht mehr allein zu Wasser und zu Lande bekriegen werden. Ein witziger Kopf brachte vor Kurzem hierüber folgende fingirte Depesche vom Kriegsschauplatze im Jahre 1920: „Große Luftschlacht über dem Rhein und vollständiger Sieg der französischen Armee. Die Schlacht fand nur vierhundert Ellen über dem Erdboden statt. Es war den Deutschen gelungen, sich in einer dichten Wolke festzusetzen und stark zu befestigen, sie wurden aber mit Tagesanbruch daraus delogirt durch eine Bajonnet-Attaque von fünf Linien-Regimentern Ballonisten. Zwar suchten sie uns zu flankiren, damit wir die Sonne in's Gesicht bekämen, aber eine von drei Escadronen „bandruchiers propellers" ausgeführte glänzende Kavalerie-Charge warf sie zurück. Die Deutschen wurden völlig in die Flucht geschlagen, sie ließen auf dem Schlachtfelde fünfzehn eisengepanzerte Ballons mit Munition.

zurück. General Nadar, der Sohn des bewährten Photographen, verfolgt die Flüchtigen an der Spitze von sechshundert Dampfballons. Wir lagern zur Nacht drei Meilen über der Spitze der Straßburger Kathedrale und werden durchaus nicht von der Nässe belästigt." —

Den Charakter des brandenburgischen Stammes kennzeichnet wohl nichts besser, als was ein märkischer Bauer den alten Blücher sagen läßt. Die Bildsäule Blücher's von Rauch auf dem Platze am Opernhaus in Berlin steht bekanntlich auf einem zu schmalen Fußgestelle. Zwei Bauern treten davor und betrachten ihn. Da sagt der eine zum andern: „Weest Du nich, warum der Olle den Säbel so runter hält?" — „Det dut er darumme, als ob er sagen wollte: komme mir mal Ener uff meinen Kachelofen, ik habe selber keenen Platz nich!" —

Und weil wir einmal in Berlin sind, können wir nicht umhin, der früheren Träger des Berliner Witzes, der ausgestorbenen Eckensteher, zu gedenken. Hegel hat gesagt, ein Berliner Witz sei mehr als eine schöne Gegend.

Eine alte Höckerin schreit spät noch auf der Straße: „Neunogen! Neunogen!" in der Rechten eine Laterne, in der Linken ihre Neunaugen. Da stößt sie im Gedränge auf der Schleußenbrücke einen Burschen an den Ellenbogen. Der flink bei der Hand: „Olle Hexe! Sie hat Neunogen, un ne Laterne, un kann doch nicht kiken!" —

In Berlin wurde einmal die Olympia mit dem dazu gehörigen Elephanten gegeben. Im Rüssel saß ein Kerl und vier Kerle steckten in den Beinen. Der Elephant kommt anspaziert. Da hüpft das linke Hinterbein in die Höhe und

immer toller. „Du, linkes Hinterbein!“ . . . sagt endlich das rechte Vorderbein, . . . „spring doch nich so! Du ruinirst ja det ganze Stück!“ — „Ha, warum soll ik nich!“ sagt das linke Hinterbein und macht immerzu hupp, hupp, hupp: „heute is meine Jeliebte uff der Jallerie, un die muß mir spielen seh'n!“ —

Und gar die Berliner Schusterjungen! Ein solcher ging im Jahre 1830 auf die „Schneiderrevolution“. „Junge“, rief ihm sein älterer College zu, „wo willst Du hin?“ — „Ik muß mir sputen, daß ik uff die Revolution komme, damit ik noch enen guten Platz kriege.“ — „Na, seh' Dir man vor, daß De nich enen Sperrsitz kriegst!“ —

Die Yankeewitze kennt man. Ein gewisser Mr. Smith in Newyork hatte so lange Krebse gegessen, bis es mit ihm in allen Dingen rückwärts ging und er nothwendig auf sein Lieblingsgericht verzichten mußte. Sein Bruder, ein Brunnengräber, fand, daß er immer weiter herunterkam. Er ward deßhalb Schieferdecker und hatte sich binnen kurzer Zeit ganz hübsch wieder emporgearbeitet. —

Nun kommen wir zu den Aufschneidereiwitzen, namentlich alter Haudegen, und dann zu den Soldatenwitzen.

So erzählte ein alter Hauptmann, so oft er in Gesellschaft nur Zuhörer fand: „Bei Quatrebas ging's scharf her. Ich mit meiner Compagnie immer voran im schrecklichsten Kugelregen, immer voran, voran! Rechts und links, hinter mir, vor mir, rings um mich herum stürzt Alles nieder. Piff, paff, puff! Das war eine tolle Wirthschaft. Ich stopfe mir eine frische Pfeife, lasse mir von meinem Neben-

mann Schwamm geben, kaum hat er das Feuer mir auf die Pfeife gedrückt, so hat ihm auch eine Kugel den Arm weggenommen. Piff, paff, puff! und ich immer voran, rufe: Vorwärts! vorwärts! Auf einmal sieht mich Napoleon. „Mon Dieu", ruft er, „das ist ja Mr. Wangeim! nun der gegen mich ficht, ist Alles verloren". . . steckt den Degen ein und ruft zu seiner alten Garde: „Kinder, es ist Alles verloren!" und Alles schreit: Sauve qui peut! und läuft zum Teufel." —

Es gibt auch sackgrobe Haudegen, welche übrigens mitunter sehr gut bedient werden. — Ein Buchhändler veranstaltete eine Gallerie aller Freiheitshelden und beauftragte einen geschickten Maler, auch einen damals wohlbekannten General zu porträtiren. Der Künstler kam, trug seine Bitte vor, der Herr General zeigten sich bereitwillig und setzten sich. Dann fuhren Hochdieselben in barschem Tone den Maler an: „Wird Er mich auch treffen können?" — „O ja", erwiderte der bescheidene Künstler lächelnd, „Ew. Excellenz haben sehr grobe Züge."

Derselbe General schickt einen Adjutanten zum Recognosciren aus. Nach einer Weile kommt der wieder, hat nichts gehört und gesehen. Der General hält an einem Hügel; eben geht die Sonne auf. „Sehen Sie mal, Excellenz, wie wunderschön drüben am Walde die Sonne aufgeht!" — „Herr, in's Kukuks Namen! lassen Sie mich mit Ihren Privatangelegenheiten ungeschoren! —

Doch bei den Soldaten kommen erst recht lustige Geschichten vor. Der Küraſſier-Major von der Planke fragte einen seiner Leute: „Braver Garde du Corps, was würden

Sie thun, wenn Sie auf einer Brücke hielten und der Feind käme von hinten und von vorn?" — „Herr Major, dann sitz ik ab und melde mir gefangen." — Auf der großen Retirade nach der Schlacht von Jena kam ein versprengter Husar zu Fuß in die Nähe von Wolfenbüttel. Er kehrte vor einem Dorfe ein und bat um ein Stück Brod und einen Trunk. Eine freundliche Bauersfrau reichte ihm beides. „Na", sagte sie nach einer Weile, „wo hört hei denn tau?" — „Ikke? zu den schwarzen Husaren, dem Corps der Rache mit dem Dodenkopp, das kenen Pardon gibt und kenen Pardon nimmt." — „Na, wo kummt hei denn her?" — „Ikke? aus der Gefangenschaft!" —

Hierher gehören auch die Rekrutenwitze. Ein Hauptmann I. Klasse hatte sich einen Rekruten zum Burschen angenommen. Der Kerl war sehr gutmüthig, aber sehr tölpisch. Das militärische Grüßen machte er nie nach Vorschrift. „Kerl, so mußt Du es machen! siehst Du! so!... so!..." — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" — „Nun geh hinaus, komm herein und grüße!" — Gottlieb geht hinaus, kommt herein und grüßt. — „Nichts nutz! noch einmal hinaus!" — Es geht wieder schlecht . . . „Halt", sagt der Hauptmann. „Nun sollst Du meinen Platz einnehmen, ich werde hinausgehen, ich werde hereinkommen und Dich grüßen. Paß auf!" — Der Hauptmann geht, Gottlieb sitzt auf dem Sopha, der Hauptmann kommt herein und grüßt. Gottlieb sagt: „Nichts nutz! noch einmal hinaus." —

„Alte Fritz-Witze" gibt es bekanntlich eine große Menge, und doch kann ich es mir nicht versagen, wenigstens

einen davon anzuführen, wenn ich gleich dadurch selbst in den Verdacht eines „Meidingers“ gerathe.

Also! — Der alte Fritz duldete bekanntlich bei der Kavalerie keine bürgerlichen Offiziere. Bei einem Küraſſier-regimente ſtand ein junger Lieutenant, der ihm nicht koſcher vorkam. Bei der nächſten Revue fragte Er ihn: „Wie kommt Er hieher? Iſt Er ein Edelmann?“ — „Ja, königliche Majeſtät! Schon Kaiſer Karl IV. hat eine Buße von fünfzig Mark Goldes als Pön geſetzt für Jeden, der den Adel meines Stammes bezweifelt.“ — „Ne! Ne! Das iſt mir denn doch zu viel! Reit Er zum Teufel!“

Ueber veraltete, hundert Mal bald ſo und bald ſo erzählte Witze gibt es ſelbſt folgenden Witz: In einer Geſellſchaft erzählte Jemand, es habe einſt ein Schmuggler die Liſt gebraucht, einem Hunde Spitzen um den Leib zu wickeln, über dieſelben ein zweites Hundsfell machen laſſen und ſo die Contrebande über die Grenze gebracht. Da behauptete ein Anderer: „Dieſelbe Geſchichte habe ich als Schaf geleſen.“ —

Ich habe ſchon oben angedeutet, daß es auch Witze in der Bildhauerei, Malerei und anderen Künſten gebe. In dem berühmten Schloßgarten zu Schwetzingen bei Mannheim iſt ein Apollo aufgeſtellt, der mit der rechten Hand die Lyra hält und mit der linken ſpielt. Der kurpfälziſche Hofbildhauer, Peter v. Verſchaffelt, der Verfertiger dieſer Statue, erwiderte auf den ihm hierüber gemachten Tadel lakoniſch: „Apollo wäre ein erbärmlicher Gott, wenn er nicht à deux mains ſpielen könnte.“ — Wenn aber auf einem Gemälde: „König David Harfe ſpielend“, deſſen Hof-

leute alte Weiberbrillen und Zwicker auf der Nase tragen, so ist dies nur ein Anachronismus, ein Irrthum in der Zeitrechnung, indem man einer gewissen Zeit Dinge beimißt, die es damals noch gar nicht gab. So existirt in einer Gallerie ein gutes Gemälde, auf welchem Kaiser Friedrich II. aus einem Ulmermaserkopf Tabak raucht, während sein Kanzler Peter de Vineis aus einer runden Horndose eine Prise nimmt. —

Auch die Tonkünstler können witzig sein. So wurde Rossini einst von einem jungen Künstler gebeten, wie man es anzufangen habe, um Ouverturen zu schreiben. Der Maestro ertheilte folgende Antwort: „Man muß bis zum Abend der ersten Aufführung warten. Die Inspiration wird durch nichts leichter erweckt, als durch die Nothwendigkeit Die Anwesenheit des Kopisten, der auf unsere Arbeit wartet, und der Anblick des verzweifelnden Theater-Direktors, der sich die Haare büschelweise ausrauft, besorgen das Uebrige. Zu meiner Zeit waren die Theater-Direktoren schon mit dreißig Jahren — kahl." —

Nun kommen wir zu den Professoren-, Studenten- und Philisterwitzen.

Ein Fuchs zu Göttingen hatte sich gleich in den ersten Tagen seines akademischen Bewußtseins eine recht weite himmelblaue Pluderhose nach damaliger Studentenmode machen lassen. Er mußte zum bekannten Professor Hugo, an den er ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte. Hugo empfing den jungen Studenten freundlich, erkundigte sich nach dessen Vater und allerlei, konnte es aber doch nicht verwinden, daß der Student so burschikos gekleidet auftrat.

„Sagen Sie mal“... sagte er, indem er auf die weiten Beinkleider sah ... „sagen Sie mal, ist denn das jetzt Mode?“ — „Ja wohl, Herr Professor.“ — „Aber zu anständigen Leuten geht man doch darin nicht?“ — „Nein, Herr Professor!“

Haben Sie den Witz von Neander's Hosen schon gehört? Das so gar nicht courante Aeußere des berühmten protestantischen Theologen Neander zu Berlin, † daselbst 1850, gab oft zu den komischsten Scenen Veranlassung, und es hat nicht leicht Einer in Berlin Kirchengeschichte gehört, der nicht auch den Witz von Neander's Hosen gehört hätte. Diese Hosen bezeichneten nämlich ganz und gar sein Verhältniß zur bekleideten Welt, zur Welt des Umgangs und der Mode. Daß Neander in seinem Leben ein Modejournal gesehen hat, ist durchaus nicht wahrscheinlich.

Was des Morgens durch Fürsorge seiner Schwester an Kleidungsstücken auf seinem Stuhle zu finden war, das zog er an, weil er sich das so allmählig angewöhnt hatte, ein Gedanke fiel nie darauf. Nun erzählt der Student, der Herr Professor habe Jahre lang nur ein Beinkleid besessen, und es sei heute noch unerklärt, wie ohne Vorwissen der Schwester ein zweites neues habe entstehen können. Kurz, eines Morgens findet sie, die Sorgliche, die alte würdige Hose unberührt auf dem Stuhle, der Bruder aber ist bereits in der Universität auf dem Katheder. Man denke sich das Erschrecken! Offenbar ist das treue Beinkleid vergessen; zwar trägt er auch auf dem Katheder den grauen Mantel, aber ein Mantel verkehrt direkter mit der leichtsinnigen äußern Welt, er kann zurückschlagen, und man sieht das Unglück.

Die Magd wird gerufen, das vergessene Schicksalspaar ihr eingehändigt, sie keucht damit in die Universität — malt Euch den seltnen Anblick! — sie klopft am Auditorium, sie bittet den über das schüchtern herabhängende Beinkleid staunenden Studenten, den Herrn Professor herauszurufen. Er kommt. „Jemine, Herr Professor, Sie haben ja Ihre Hosen vergessen.“ — Herr Gott! Verzagte Oeffnung des Mantels. — „Herr Jeses, der Herr Professor haben ein Paar neue!“ — So? — Der Herr Professor ist ebenso erstaunt darüber, und rudert unsichern Triumphes nach dem Katheder zurück.

„Mit Ihnen kann man sich weiter nicht einlassen“... sagte ein Student zu einem Bürger, mit dem er in einen heftigen Wortwechsel gerathen war. „Wer sind Sie denn! Sie sind am Ende weiter nichts als ein Philister.“ — Der aber erwiderte darauf: „Mein Trost ist, daß ich von Ihnen sagen kann: Nichtviel ister (Nicht-Philister)!“ — Hieher gehören auch die „Polizeispitzelwitze“. Die Ludlamshöhle in Wien war eine harmlose, aber heitere Gesellschaft, obschon Castelli, Grillparzer, Sonnleithner sich dort einfanden. Einmal hatte man einen Polen eingeführt und ihm ein Diplom ertheilt. Kaum hat der Pole die Grenze seines Vaterlandes überschritten, so wird er auch schon verhaftet. Auf Grund des Diploms, das übrigens ein reiner Unsinn war, wurde eine Stafette nach Wien geschickt und die ganze Ludlamshöhle eingezogen. Die Untersuchung ergab Nichts als einen einzigen Witz. Als der Präsident gefragt wurde: „Aber warum sein Sie denn der Präsident?“ antwortete er: „Das will i Ew. Gnad'n sagen...

weil i der Dümmste bin." — Es gibt auch, namentlich auf kleinen Universitäten, einen ambitiösen Collegenwitz, oder wenn man lieber will, einen amtsbrüderlichen Witz.

Ueber den bekannten Heidelberger Professor Johann Heinrich Voß († 1826) machten seine gegnerischen Collegen folgenden Witz. Ein Schulmeister (d. h. eben der alte Voß) sei mit der Brille ausgegangen, um Schweine zu kaufen, und habe nun Ferklein nach Hause gebracht, weil die Voßische alte Brille zu stark vergrößerte!

„Unsern Abgeordneten müssen Sie doch auch einmal reden hören", sagte neulich ein alter Bekannter zu mir. „Immer streng sachlich näht er in seinen Reden das Oberleder der Beweisführung und die Sohlen der Thatsachen mit dem Pechdraht der Logik so zusammen, daß das Wasser der Opposition niemals eindringen kann." —

Jetzt will ich noch speziell auf die „unbewußten" Witze kommen. Diese werden zumeist von geistreich sein wollenden Frauenzimmern gemacht, welche immer gern Fremdwörter anbringen, die sie nicht verstehen.

Zwei nicht mehr ganz junge Dämchen, notabene nach neuester Façon, nämlich die strahlenden Augen siegesgewiß und keck herausfordernd, das famose Hütchen von den herrlichen geistreichen Brauen zurückgeschoben, hoch oben auf dem Lockenbau wie eine Sternwarte ausschauend, reis'ten diesen Sommer mit ihrer Tante, einer Frau Oberamtmännin, und ihrem Vetter vom Schwarzwald in das Neckarthal. Ich saß mit im Wagen. Unterwegs sprachen wir von Allerlei, von Tübingen und Luftnau und Italien und Griechenland und

so erzählte ich denn auch, um mein bischen Weisheit auszukramen, von den früheren Greueln der Türken auf der Insel Samos. „Ach!“ rief die Frau Tante mit Thränen in den Augen, „die armen Samojeden!“ — Inzwischen war es im Wagen sehr heiß geworden. Wir sprachen von tropischer Hitze und über die heiße Zone. Auf einmal fragt mich die Tante: „Wie viel Zonen gibt's denn eigentlich, Herr S—? Ich denke, eine kalte und eine heiße, es mag aber wohl mehr geben, denn ich lese so oft von einer Amazone, was ist denn das für eine Zone?“ — In einer Viertelstunde sprach sie sodann noch von athletischen Brunnen, elektromagnetischen Lithographen und gothaischer Baukunst, und wenn sie etwas nicht begreifen konnte (und das ereignete sich öfter), so sagte sie mit unglaublicher Naivetät: „Das geht über meinen Hellespont!“ — Unter diesen Gesprächen kamen wir endlich in's Neckarthal. „Auch eine schöne Gegend“, sagte ich. — „Ach Gott!“ rief Fräulein Lina, „wie ist die Gegend hier doch so arabesk.“ — „Pittagor“, fiel Fräulein Minna ein, „pittagor willst Du sagen.“ — Der Vetter wollte keiner von Beiden zu nahe treten: „Liebe Kinder, zankt Euch nur nicht, bitte, bitte, pittagor und arabesk, das ist ja ganz synagog!“ —

Weil ich gerade bei den jungen Damen bin, fällt mir jener alte Major von der Busche ein, der es in der deutschen Sprache nie recht weit gebracht, desto weiter in seiner militärischen Laufbahn. Er war Major geworden und führte in der Garnison der Residenz mit seinen beiden Töchtern ein ganz angenehmes Leben, das durch nichts, nicht einmal

durch die vielen sprachlichen Unglücksfälle, die stündlich über ihn und sein Haus einbrachen, gestört werden konnte. Eines Tages wird ihm eine Liste zu einem Subscriptionsballe zugeschickt. Es sollen vier Bälle den Winter über statthaben. Der Herr Major schreibt sofort: „Ich komme zu Dreien auf allen Vieren."

Mit der Frau Muttersprache, seinem alten Bedienten und seiner alten Köchin lebte er zeitlebens in ununterbrochener Fehde. — Einmal hatte er seinen alten Philipp Hasenbein ausgeschickt nach Pomeranzen zum Bischof. Philipp bringt eine Flasche Pomeranzenschnaps. — „Wenn ich einen Esel schicken will", sagt der Herr Major, „so geh' ich selber . . . Weiß Er's nun?" — So beklagte sich der Herr oft über das schlechte Essen, was die alte Köchin bereitete (die Fräulein Töchter waren in der Kochkunst nur „theoretisch" gebildet). „Macht Sie's künftig nicht besser, auf meiner Ehre! so koch' ich mich selber . . . Weiß Sie's nun?"

In des Majors Kompagnie, als er noch Lieutenant war, befand sich ein munterer Berliner. Eines Morgens trat dieser feierlich vor den Vorgesetzten hin: „Herr Lieutenant", redete er ihn an, mit der Hand an der Mütze, „wie muß ik denn sagen: ik melde mir oder ik melde mich?" — „Im Dienst . . . ik melde mir, un sonst kannst Du't halten wie Du willst."

Der Herr Major war sein Lebtage ein gar wunderlicher Mann und blieb es auch bis zu seinem seligen Ende,

als er seinen letzten Willen aufsetzte. Darin machte er unter Anderem auch folgende Bestimmungen: „Meinem braven Schulmeister 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber nur unter der Bedingung, daß er nicht singt, denn er macht zu viel Schnörkel dazwischen, und die sind mich zuwider zu hören."

Es gibt eben gar „wunderliche Heilige" auf dieser Welt, obgleich die Originalmenschen in der allgemeinen Verflachung der Gesellschaft mehr und mehr aussterben.

Der wunderlichsten Menschen einer war aber der wegen seiner vielen und großen Reisen weltbekannte Eremit von Gauting, mit seinem wahren Namen Freiherr v. Hallberg zu Broich auf Gauting am Starnbergersee. Noch sehe ich den sonderbaren Alten im weißen langen Barte und seltsam einfachen Gewande vor einem Gasthaus in der Kaufingerstraße zu München vor mir stehen, wie er mich ganz verwundert ansah, als ich in jugendlichem Uebermuth im Vorübergehen zu ihm die geflügelten Worte sprach: „Grün, grauer Freund, ist alle Theorie!". . . Der dachte aber gerade damals nichts weniger als an theoretische Dinge, im Gegentheil an nichts Geringeres als an des Lebens goldenen Baum. Eines Tages lasen denn auch die guten Münchnerinnen erstaunt den ungeheuerlichsten Heirathsantrag in den dortigen Blättern, wie wohl seither keiner mehr erschienen ist. War es Scherz oder war es Ernst, wer mochte das entscheiden?

Der Eremit von Gauting ließ sich etwa so vernehmen:

„Ich habe in einer schönen Gegend im bayrischen Walde, umgeben von Bergen und schönen Wiesen, durchschlängelt vom Regenfluß, in einem reizenden Thale, wo die alte Stadt Cham mit ihren alten Thürmen, und mehrere Burgen alter Ritter, und Thürme und Ruinen aus dem grauen Alterthum die Ansicht mit poetischem Gefühle fesseln, eine Hofmark mit einem neuen Schloß und viele schöne große Zimmer, Wälder, Jagden, Fischereien, Wiesen und Aecker zum Erbschaftsgeschenk erhalten. Allein wie artig es auch in Kammereck sein mag, um nach Virgil, Horaz und Delille die Fabeln über die Freuden des Landlebens zu genießen, so finde ich es doch sehr langweilig, in den schönen Zimmern Niemand wie mich zu finden, und selbst in den Spiegeln nur mich allein zu sehen. Ich habe also beschlossen, nach dem Beispiele anderer Narren mich zu verheirathen, und weil man sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, und es eine Lotterie sei, so will ich versuchen, was der Himmel mir zu geben beschlossen hat, und welche Schöne mir der Glückshafen zuwirft. Ich will daher durch die Zeitung meine Wünsche allen Mädchen anzeigen.

„Diejenige, welche ich heirathe, muß sechszehn bis zwanzig Jahre alt sein, schöne Haare, schöne Zähne und schöne kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Eltern abstammen und ihr Ruf ohne allen Makel sein. Sie muß sich sehr schön und einfach in Seide oder Sammt kleiden, aber durchaus in keine anderen Stoffe, auch darf sie keine Ohrengehänge, Ketten, Ringe oder dergleichen Unsinn

tragen, auch keine Pantoffeln, Hauben, Bänder, falsche Haare u. dergl. und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Kühgang anderer Menschen zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmack machen lassen und tragen, unbekümmert, was der Weiber Modepöbel darüber sagt. Sie muß reiten und fahren können, oder es erlernen. Sie darf nie stricken, weil dieses Fingerspiel eine Maske gegen die Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, das dumme einfältige Geklimper mit anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern die Besuchenden langweilet. Sie ist im Hause und über alle Ehehalten unumschränkte Herrin; so wie ich selbst Vergnügen daran finde, mich nach ihrer vernünftigen Laune zu fügen, da mir das dumme sklavische Gehorchen und die Unterthänigkeit, womit die Kirche den Keim zu allem Streit und Mißvergnügen gelegt hat, höchst zuwider sind. Sie muß mich überall auf Reisen und wo ich hingehe, begleiten, weil es in meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den Tag und ganzen Abend umher zu laufen und in Wirthshäusern zu schwelgen, indem die Frau allein zu Haus der Langweil übergeben ist. Dann darf sie nicht, wie es in den meisten Ehen geschieht, ihre Weiblichkeit vergessen und sich herablassen, ihren Mann zuerst zu liebkosen, wie manches schöne edle Weib gezwungen ist zu thun, um ihren Tölpel bei guter Laune zu erhalten. Alles, was oben mit dem Worte muß gesagt worden, ist

nicht Unterthänigkeit, sondern Kontrakt, Uebereinkunft, und ganz allein zu ihrem höchsten Vortheil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in russischen oder preußischen Staatsobligationen dreißigtausend Gulden, wovon sie aber die Zinsen jährlich nach ihrem Willen verwenden muß, weil nichts abscheulicher ist, als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf nach Absprache nie tanzen, weil ich meine Frau nicht wie eine Närrin umherhüpfen sehen will. Wenn sie Vermögen hat, so will ich es nicht angeheirathet haben, sie kann damit machen, was sie will, sowie mit den Zinsen ihrer Morgengabe; es dürfen die Zinsen nur nicht nach den Grundsätzen der Geizigen kapitalisirt werden, weil es nichts Dümmeres in der Welt geben kann, als für Andere zu sparen. Die Freuden des Lebens in ewiger froher Laune zu genießen, ist mein Grundsatz und Lebensweisheit.

„Ich will nun auch von mir sprechen. Nach dem Kalender bin ich 70 Jahre alt, nach den Kräften aber erst 25. Immer froher Laune suche ich die Freuden überall, wo die strengste Ehre es erlaubt. Wenn es nun ein schönes Mädchen gibt, welches sich mit einem alten Mann, der noch frisch auf den Knochen ist, zu Pferd, zu Haus und auf Reisen herumtummeln will, so kann sie mir schreiben und ich komme bis auf hundert Stunden von München, aber nicht weiter, um sie zu sehen und mich sehen zu lassen, wobei ich dann auf mein Ehrenwort verspreche, daß ihr Name nie genannt werden wird. München, im schwarzen Adler, am 15. November 1841. Theodor Freiherr v. Hallberg zu

Broich, Commenthur des Michaeli-Ordens, Ritter des St. Anna-Ordens, Feldobrist, Hauptmann am Rhein und der Maas." —

Der Eremit von Gauting lebte von da ab meistens auf großen Reisen in andere Welttheile (nach Rußland, Armenien, Kaukasien und Persien) noch volle 24 Jahre und erreichte — seine vielen Reisen hatte er fast nur zu Fuß gemacht — das hohe Alter von 94 Jahren. Barock wie seine äußere Erscheinung war sein ganzes Leben.

Fast hätte ich zu sagen vergessen, daß der gewiß höchst originelle Antrag ohne Erfolg war: der Eremit blieb bis an sein vereinsamtes Ende — ledig.

Wohl oder übel — soll anders mein Ganzes nicht allzu lückenhaft ausfallen — muß ich nun auch der derben und groben Witze kurz Erwähnung thun.

Ein Hauptmann wurde gefragt: „Herr Hauptmann, was ist ein Tropfbad?"... „Das weiß ich nicht!..." „So will ich es Ihnen sagen: Jedes Bad, das Sie nehmen, ist ein Tropfbad." —

Hierher gehört auch die Geschichte „von meines Bruders Sohn!" Ich gehe eines Tags die Kommandantenstraße in Berlin entlang. Da höre ich ein furchtbares Geschrei. Ich trete näher, was sehe ich? Da sehe ich, wie ein großer handfester Schmiedmeister mit der Linken einen Jungen am Hosengurt festhält und mit der Rechten tüchtig durchprügelt. „Herr Meister", frage ich, „ist das Ihr Kind?" — „Ne", sagt er, „det is meines Bru-

dern Sohn, der hält sich hier einige Tage zum Vergnügen uff." —

Ein für die ganze Damenwelt höchst beleidigender Witz stammt aus der Gelehrtenstube. Ein Leipziger Professor der Philosophie und Geschichte wurde einst von seinen Freunden gefragt, was er wohl lieber verlieren und leichter verschmerzen könnte: seine Frau oder seine Bibliothek? „Meine Frau, meine Frau!" rief, ohne sich einen Augenblick lang zu besinnen, Herr Professor Johann Burkhardt Mencke, Historiograph Friedrich August's II. „Ei, wenn Deine Frau das hörte?"... „Dann würde ich vielleicht nur den Muth haben, das blos zu denken, was ich jetzt laut zu bekennen wage. Jeden Tag kann ich eine so gute Frau, aber nicht in hundert Jahren eine so schöne Bibliothek, wie die meinige, wieder finden." —

Es gibt sogar einen Witz in der Mythologie. — Kurz nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welcher bekanntlich eine greuliche Verwilderung des Styls und überhaupt ein Sprachwirrwarr sonder Gleichen herrschte, trug an einem kleinen Hofe ein Informator vom guten alten Schlag seinen Durchlauchtigsten landgräflichen Zöglingen die griechische Götterlehre auf folgende, „nicht weniger anmuthige als nützliche" Art und Weise vor; es ist gleichsam ein Satyrwitz der Mythologie. — „Im Anfang aller Dinge (wie die Heiden dichten) nahm Dämogorgon, die Natur, zum Weibe die ungestaltete Chaos und zeugte mit ihr Uranus, Vesta und Erebus. Diese mehrten sich

also, daß Himmel, Erde und Hölle voller Götzen wurden. Nun begab es sich, daß Uranus und Vesta wegen ihrer Kinder uneins wurden. Denn dem Uranus waren die Cyclopen, welche Vesta sehr liebte, verhaßt. Deßwegen rüstete Vesta ihren Sohn Saturnus mit einer diamantnen Sichel, nebst seinen Brüdern, den Titanen, gegen ihren Vater, welcher ihn auch aus dem Reich verjagte und an seiner Statt König ward. Dieser Saturnus nahm zum Weibe Rhea, der Götter Mutter, und zeugte mit derselben viele Kinder. Weil er aber in der Tyrannei seinem Vater nichts nachgab, fürchtete er das Jus Talionis (Vergeltungsrecht) und verschlang deßwegen alle seine Kinder. Hätte auch den Jupiter gefressen, wenn diesen nicht seine Mutter in einer Höhle verborgen und Amalthaea (welche er zur Dankſagung hernach in den Himmel erhob) ernährt hätte. Dieser Jupiter, wie er zu seinen Jahren kam, gedachte sich an dem Saturnus zu rächen. Ueberredete deßhalb die Tochter des Oceanus, daß sie ihrem Vetter ein Vomitiv beibrachte, daß er alles, was er verschlungen, wieder von sich geben müsse. Rüstete sich darauf mit seinen Brüdern, erbrach das Gefängniß der Cyclopen, welche ihm den Donner, dem Pluto den Helm und dem Neptun den dreifachen Spieß schmiedeten. Zog darauf wider Saturnus, schlug denselben und übergab ihn den Centimannen, welche ihn halten und an seinem schnellen Lauf verhindern mußten, damit er nicht alles aufriebe; welcher That halber er „Optimus Maximus“ genannt wurde.

Nachdem dieser Krieg geendigt, theilten Jupiter, Neptun und Pluto das Reich durch's Loos, und damit es in einer solchen Menge Götzen nicht unordentlich zuginge, wurden Aemter ausgetheilt. Jupiter nimmt sich die Oberstelle und wird höchster Regent, deßwegen seine Krone der gestirnte Himmel, der Donner sein Gewehr, das Centrum der Erde seine Fußbank. Seine drei scharfsichtigen Augen (bei den Argiven) nahmen alles Irdische und Unterirdische in Acht, seine vierfachen Ohren merkten alle Reden und seine Rosse, die flüchtigen Adler, führten ihn in großer Eile von einem Ort zum andern; daß also nicht zu verwundern, daß Jupiter jenen Fuhrmann, als sein Wagen in einer Pfütze stecken blieb, so bald beten (wie denn die Fuhrleute pflegen) gehört, welchem er aber auf dieses Mal geantwortet: „admove manum rotae.“

Dieser Jupiter hat viele Frauenzimmer, unter welchen folgende die vornehmsten sind: Prudentia, welche stets guter Hoffnung ist und niemals gebärt, Mnemosyne, die Achtsame, Plote, die Reiche, Venus, die Schöne, Juno, die Fruchtbare, Minerva, die Hofmeisterin, welche ihre Archanes und Spinnen unter sich hat, denen sie künstlich wirken lehrt, unter welchen auch die drei Spinnerinnen des menschlichen Lebensfadens, deren erste Cloto die Spindel dreht, Lachesis den Faden verlängert, bis Atropos denselben verkürzt.

Auf der Akademie ist Apollo Magnificus Rector. Derselbe prangt nicht mit Kleidern, sondern mit natürlicher

Schönheit, einem Scepter, darauf das Auge der Weisheit und eine Harfe in der Hand. Mit dieser, ob er wohl mit vier Händen aufs lieblichste schlägt, und mit vier Ohren die Symphonie in Acht nimmt, mochte er doch auf eine Zeit den Midas nicht vergnügen, sondern derselbe zog ihm Marsyas mit seiner Pfeife vor, welche Minerva, weil sie das Gesicht verstelle, weggeworfen hatte. Aber Apollo, weil ihn Marsyas herausgefordert, wandte seine Harfe um, schlug nicht weniger lieblich auf derselben, und als ihm Marsyas solches nicht nachthun konnte, zog ihm Apollo die Haut über die Ohren und setzte dem Midas Esels-Ohren auf.

Dieser Apollo pflegte zu Delphi aus einer finstern Höhle zwistige Sachen zu entscheiden. Deßwegen, als es sich auf eine Zeit zugetragen, daß Fischer zu Milet einen Zug verkauft, und da sie einen goldenen Dreifuß erfischt, den Kauf nicht halten wollten, an den Apollo gerathen, welcher befohlen, den Dreifuß dem Weisesten zu schenken. Als den Dreifuß weder Thales noch Solon oder einer der andern Weisen annehmen wollte, schenkten sie ihn dem Apollo, welcher aus solchem in folgenden Zeiten geantwortet. Dem Apollo folgen die neun Musen als Doctorinnen, wofür sie Hesiod und Virgil erkennen, daß nämlich Calliope das Regiment führe, Clio Historien schreibe, Melpomene beredt mache, Erato eine Poetin, Terpsichore eine Meisterin der Logik, Urania eine Kalendermacherin und Polyhymnia schreibe in's Gedächtniß,

Euterpe mißt und rechnet. Diese Neun sind (nach Plato's Meinung) die Herolde der Planeten, deren Harmonie man wegen des großen Geräusches der Erde nicht vernehme. Ja, sind die Sangmeisterinnen, welche eine liebliche Musik anstimmen, wenn nämlich Clio und Urania den Text ersinnen, Melpomene und Thalia die Noten setzen, Euterpe die Orgel schlägt, Erato zusammenstimmt, Caliope mit hellen Stimmen singt, Terpsichore die Gemüther bewegt und Polyhymnia den Takt führt. Von diesen Musen sind viele Kinder gezeugt, unter welchen nicht wenig berühmt Orpheus, von welchem Virgilius:

Jam rapidi steterant amnes et turba ferarum.
Blanda voce sequax regionem insiderat Orphei.

Ihre ungerathenen Kinder sind die Sirenen, welche mit schöner jungfräulicher Gestalt, glatten Worten und anmuthiger Stimme die Unverständigen zu sich locken, und wenn sie dieselben bethört, ihre Flügel, häßlichen Schwänze und reißenden Klauen hervorziehen. Diese Schandbälge haben sich auch nicht gescheut, auf eine Zeit den Musen Trotz zu bieten und dieselben herauszufordern. Aber die Musen haben ihnen die Federn ausgerupft und sich mit denselben gekrönt; deßwegen noch heutzutage die Studenten Federn hinter den Ohren tragen. Dieser Musen Wohnung ist auf dem Helikon, dahin zeigt Pythagoras mit seinem Buchstaben Y. Die Musen wohnen in schönen Palästen und neben ihnen die Charitinnen (Grazien), deren Werk nicht anderes, als daß sie sich unter Anderm mit

Singen ergötzen und sich in ihrer Freundin Aurora (Aurora enim Musis amica) Blumengarten erlustigen. Da folgt ihnen auf dem Fuß die unglückliche Echo. Denn nachdem sie durch Liebe des Narcissus ihre Gestalt und Sprache verloren, bemüht sie sich, von den Musen singen zu lernen; hat aber bisher nichts weiteres als die letzte Silbe behalten mögen. So nun Jemand obgedachten schweren Berg unverdrossen hinaufarbeitet, krönen denselben die Musen in ihrem Tempel, zieren ihn mit einer gelehrten Zunge, schmücken ihn mit Ehren, ergötzen ihn mit ihrem Gedicht und machen ihn verständlich durch die alte Geschichte. Das Regiment führen die Horen: Irene der Friede, Eunomia die Ordnung und Dice die Gerechtigkeit. Deren Besitzerinnen sind die drei Charitinnen (Grazien), welche in steter Jungfrauschaft prangen und einander fest bei den Händen halten, damit keiner boshaften Gesellschaft einige Handreichung geschehe, denn dieses verhütet mit allem Fleiß Aglaja. Dagegen gewinnt Euphrosyne mit freundlichen Geberden, süßen Worten und milder Hand die Gemüther und Thalia hält ein gewisses Maaß im Geben und Nehmen. Unter diesen steht Asträa, die Richterin, mit einer goldenen Wage. Mercurius ist der Rathsbote, welcher vor der Rathsstube wartet auf die Scharfrichterin. Nemesis läßt nichts ungerochen, deßwegen Tityus unkeusches Herz und Leber die Geier (des bösen Gewissens) fressen; Tantalus, der unersättliche Vielfraß und Geizhals unter schönen Baumfrüchten und unter frischen Wasser-

quellen verschmachtet; der faule und räuberische Sisyphus einen großen Stein wälzen muß; der undankbare Ixion auf einem Rad ohn' Unterlaß herumgetrieben, schreit erbärmlich und der Mordbrenner Phlegyas in großer Angst das Zetergeschrei treibt: „Discite Justitiam moniti, et non temnere Divos (Lernet an mir Gerechtigkeit üben und nicht die Götter verachten)."

Dieses ist der löbliche Gerichtsprozeß der Götzen. Unterdessen aber solches gehegt wird, versammelt sich der kurzweilige Rath. Da ist Allmannstadler Momus der Kanzler, der Affe Epimetheus geheimer Rath und der närrische Erithus Kanzleibote. Aber dieses Gericht ist nicht groß zu fürchten, denn sie haben keinen Scharfrichter, und so sich einer sollte finden, müßte er sich in die Götzenzunft erst einkaufen.

In der Armee ist Mars General, dessen Schwester Pallas (Minerva) unterrichtet die jungen Soldaten, seine Officiere sind Timor, Cupido, Harmonia; die gemeinen Soldaten: Centimanen, Cyclopen, Riesen und Titanen, welche doch nicht allezeit dem Commando pariren. Trugen auf eine Zeit viel großer Berge zusammen, und ihr Oberst Typhon forderte das ganze himmlische Heer heraus, worüber auch Mars erschrack. Aber Jupiter schlug ihn mit dem Donner, daß ihm der Dampf zu dem Hals ausfuhr, und begrub ihn unter den Berg Aetna, wo er noch jetzt Feuer ausspeit, und zerstreute die Riesen. Die Winde aber, weil sie auch solchen Aufruhrs theilhaf-

tig, verschloß Jupiter in ein tiefes Gefängniß und setzte Aeolus zum Kerkermeister, daß er sie zähme.

Der Oberhofmeister und allgemeine Hausvater ist Phöbus (Apollo), dessen Wagen golden, die Räder silbern mit Edelgestein besetzt, die Achse ein Chrysolit. An denselben spannen seine Töchter, die Horen, die feuerfarbenen, weißen, rothen und braunen Rosse, und rüsten alles zur Reise. So kommt dann Phöbus, nachdem er seiner Tochter Aeona (Ewigkeit) das Hauswesen befohlen, ergreift den Zügel und fährt fort. Der Herold Lucifer geht spornstreichs voran, die Horen, als Trabanten, halten sich an den Wagen, Aurora, die Thürhüterin, weil sie Phöbus Ankunft erwartet, schmückt die Pforten mit Rosen, Blumen, Gold und Perlen, und sobald sie das Rasseln der Räder, und das Frinschen der Pferde vernimmt, öffnet die Pforte des Himmels. Da erschrickt denn das ganze himmlische Hausgesinde und verkriecht sich. Phöbus aber nimmt Alles in Augenschein und geht das himmlische Haus durch, hält in seiner Hand vier Schatzkästlein, deren eines eisern, Vertex mulciberi, schönes Sommerwetter, das andere silbern, Visus Jovis, den Frühling, das dritte gläsern, Junonis ubera, gesunde Luft und den nährenden Herbst, das letzte bleiern, exitium Saturni genannt, den rauhen Winter bedeuten.

Dieser Phöbus, ob er gleich dem ganzen Haus wohl vorsteht, hat doch seine sonderliche Lust auf der Insel Rhodus, deßwegen kein Tag vergeht, daß er dieselbe nicht mit einem anmuthigen Anblick oder Strahl erfreut, darum ihm

Demetrius, König in Asien, ein Bild, 700 Ellen hoch, mit 18 Tonnen Goldes, in 12 Jahren aufrichten ließ, von welchem die Einwohner Kolosser genannt; solches ist aber nach 56 Jahren durch ein Erdbeben zerschmettert worden. Nach verrichteten Geschäften nimmt Phöbus seine Reise wieder heim, niemals aber denselben Weg, welchen er gekommen. Auf eine Zeit aber begab es sich, daß er seinem Sohn Eridamus, welcher seine Lust an des Vaters Roß und Wagen hatte, vergönnte, auf seinem Wagen zu fahren, doch mit dieser Lehre: medio tutissimus ibis. Er vergaß jedoch dieselbe, sobald er aufgesessen, nahm den Weg nicht in Acht, ließ den Zügel schießen und zeigte den Rossen die Geißel, welche, als sie merken, was für einen Fuhrmann sie hätten, tummelten sich wohl über Hecken und Stauden und verursachten eine große Feuersbrunst, weßhalb Jupiter diesen Fuhrmann mit seinem Donner also zerschmetterte, daß nichts als der Name Phaëton, welchen er sich mit dieser Reise erworben, übrig. Die Pferde aber, welche hin und wieder zerstreut, und den Wagen, welcher zerbrochen, brachte Phöbus mit großer Mühe wiederum in den vorigen Stand, und weil er also gewitzigt, läßt er Niemand ferner auf seinem Wagen fahren.

Die Bürger und Handwerker sind: Mercurius der Krämer, Vulkan der Schmied, Doxius der Maurer, welcher sein Handwerk von den Schwalben erlernt, Chaeron und Mesopus striegeln die Pferde, der Schütze paßt auf in der Götter Wildbahn, Triton und Hegelaus

werden bald zur Tafel blasen. Das Bauernwesen beschicken Bacchus und Ceres, Pytumnus düngt die Aecker, Myrmex die hurtige Bauernmagd, als eine unverdrossene Ameise, sammelt die Früchte ein, Priapus bewacht den Garten, die Horen pflanzen goldene Aepfel, Flora die Blumen, Phaëtusa hütet die Schafe, der hundertäugige Argus die Kühe mit großer Sorgfalt, denn wenn zwei seiner Augen schlafen, wachen die andern. Aber der arglistige Mercurius pfeift ihm so lange vor, bis seine Augen mit einander zugehen, erwürgt ihn darauf und bringt also eine schöne Kuh (welche die Aegyptier Isis nennen) davon. Juno aber ziert ihren Pfauen mit seinen Augen. Der Schultheiß dieser Bauerngötzen ist Pan. Trägt auf seinem Haupt die Strahlen der Sonne, auf der Brust einen Stern, ist röthlich von der Luft, verbirgt seine Füße in Geißschuhen, trägt in einer Hand das runde Jahr, in der andern eine Sackpfeife von sieben Stimmen, wodurch alle Requisiten des Bauernwesens dargestellt werden. Diese Obgedachten bauen die elyseischen Felder, einem jeden Götzen einen Baum und ein Gewächs, als Weinstock, Feigen, Oel, Granatäpfel, Palmen ꝛc. Da lagert sich dann Jupiter unter einer kühlen Eiche, Apollo mit seiner Gesellschaft musicirt unter einem Palmbaum. Auf denselben setzt sich Philomela, und nachdem ihr die Zunge, die ihr der Ehebrecher Tereus ausgeschnitten, wieder gewachsen, beklagt sie ihr Elend nicht mehr mit gewirkten Buchstaben, sondern mit voller Stimme. Andere ergötzen sich auf andere

Art. Pallas (Minerva) bricht Oliven, Juno Granatäpfel, Bacchus sättigt sich mit Trauben, Venus mit Rosen, denn hier ist auch ein lieblicher Blumengarten. Da blüht der schöne Narcissus, welchen die Selbstliebe, da er seine Gestalt im Brunnen ersehen, hieher gepflanzt. Neben demselben blüht der fürstliche Hyacinth — der bräunliche Jüngling Adonis, welchen die Venus, nachdem er jämmerlich auf der Jagd umgekommen, selbst gepflanzt und mit Thränen begossen, wie auch unzählige viele Hymnides oder Blumen-Nymphen. Diana erlustigt sich unterdessen auf der Jagd und wenn sie ermüdet ist, erquickt sie sich in einem kühlen Bade. Da reicht ihr die Arethusa (welche sie in einen Brunnen verwandelt) Wasser, und wenn sich Actäon erkühnt, ihr zu nahe zu kommen, sprützt sie ihn in's Gesicht und macht ihn zu einem Hirsch und seiner eigenen Hunde Speise. Streckt sich dann Arethusa (gedachter Brunnen) weiter und vereinigt sich mit ihrem Buhlen, dem Alphäus, so erlustigt sich mit derselben Cygnus, der Ligurer König, mit seiner Gesellschaft. Pan schleicht im Rohre herum und sucht seine geliebte Syrinx. Weil er aber dieselbe nicht bekommen kann, nimmt er das Rohr, in welches sie verwandelt, macht eine Rohrpfeife daraus und vertreibt sich die Zeit damit.

Wenn nun die Götzen zur Genüge sich erlustigt, stellen sie Gastereien an. Da gibt die Kellermeisterin Amalthea aus ihren beiden Hörnern (Küche und Keller) der Götter Speise und Trank, die Naides bringen herzu das Cornu

copiae, Pilumnus bäckt das Brod, Vulkanus kocht die Speisen, Vesta deckt den Tisch, die Horen bestreuen das Gemach mit Blumen, Leucothoë räuchert mit Weihrauch, die Grazien mit Balsam und die Hesperiden zieren die Tafeln mit goldenen Aepfeln. Darauf stellen sich die Götzen nach einander ein: Jupiter mit seiner Juno setzt sich oben an, hernach die Anderen in ihrer Ordnung. Zuletzt, da man sich schon gesetzt, kommt angezogen die Venus (nicht die unkeusche), die Hausmutter, welche, als sie Jupiter fragt, warum sie so spät komme? antwortete: „domus propria, domus optima"; da eignet er ihr eine Schnecke zu. Darauf wird das Banket gehalten und wartet dem Jupiter auf sein Mundschenk Ganymedes, welchen er auf einem Adler gen Himmel geführt. Den Frauenzimmern aber wartet auf Hebe, Juno's Tochter, und den übrigen Bacchus. Wer das Gebratene zerlegt, kann ich nicht wissen; Andere haben beobachtet, daß Jupiter den Kopf, Neptun das Bruststück, Pluto den Rückenstrank, Mars ein Rippenstück, Cupido ein Paar Augen, Memoria Ohren, Venus die Nieren und Mercurius Füsse auf ihren Tellern gehabt.

Die Musen und Apollo musiciren. Deßgleichen machen sich lustig Satyrus und Paniscus mit ihren Krummhörnern und Schalmayen. Und da man wohl gegessen und getrunken, erlustigten sie sich an allerhand Schauspielen. Da stellen unter Andern die Venus, die Charitinnen (Grazien) und Musen anmuthige Tänze an.

Bald springen die Marsbrüder und Federfechter hervor und reichen einer dem andern den Handschlag. An einem andern Ort finden sich Comödianten und Gaukler ein und stellen einen Aufzug nach dem andern an.

Unter Anderem aber (wie Homer bezeugt) vergaffen sich die Götzen an dem kurzweiligen Frosch- und Mäusekrieg, welcher also vorgestellt wird: Pscharpax, die Maus, spaziert an dem See. Denselben erblickt Physignatus, der Frosch, und fragt, wer er sei? Darauf erzählt Pscharpax seine königliche Herkunft, uraltes Geschlecht und große Herrlichkeit. Diesem entgegen fängt Physignatus an, auch aufzuschneiden und wofern Pscharpax seinen Worten nicht wolle Glauben beimessen, wolle er ihn mit sich in seinen Palast führen, er soll ihn mit seinen Händen nur um den Hals fassen. Welches, als es beiderseits beliebt, schwimmen diese Beide mit einander davon und Pscharpax freut sich, daß er schwimmen könne. Aber da ihm die Wellen etliche Mal über das Maul gehen, erkennt er seine Thorheit, hätte aber dieses Bad gerne ausgestanden, wenn nicht ein größeres Unglück erfolgt wäre. Denn von ungefähr reckt eine Schlange den Kopf aus dem Wasser empor und erschreckt den Physignatus also, daß er sich schleunig verbirgt und seinen Gefährten versaufen läßt. Dieses ersieht ungefähr eine andere Maus, Lichopinax, und macht solches ruchbar. Deßwegen der Mäuse König einen Reichstag ausschreibt, und als die Menge versammelt, tritt er nebst seinen Hofräthen in schwarzer Trauer

an einen besonderen Ort, seufzt und spricht: „Daß Ihr wegen dieses kläglichen Falls nicht weniger als ich betrübt, mag ich mir leichtlich einbilden, sintemal die Alten ihres Sohnes, die Jungen ihres Gespielen und alle sämmtlich ihrer einzigen Hoffnung beraubt sind. Meinen erstgeborenen Sohn haben die Straßenräuber, die Katzen, erhascht, den andern eine hölzerne Falle erschlagen und diesen Physignatus der Bösewicht so erbärmlich um sein Leben gebracht. So betrachtet nun bei Euch, was vorzunehmen, betrachtet Eure Freiheit, darum Euch Eure Feinde nicht weniger als um Euren König zu bringen gedenken. Ich meines Theils will meinen alten Kopf nicht sanft legen, bis ich solche Schmach gerochen." — So weit redet der Alte und kann vor Herzeleid kein Wort mehr vorbringen. Da fangen die Mäuse an zu wüthen und zu toben, nicht anders, als wenn sie rasend wären, rüsten sich mit allem Fleiß, ziehen daher in großer Menge und lassen die Frösche durch ihre Trompeter, die großen Bremsen, auffordern; welchen aber erstlich dieser Aufzug seltsam vorkommt, doch sich bald zum Streit gerüstet haben. Ziehen darauf Beide auf einander und schlägt bald hier bald da einer dem andern den nußschalenen und muschelnen Helm vom Kopf, Mäusedornen, Rohrspieße und Schilde aus der Hand, bis die Frösche das Feld räumen müssen. Dieselben verfolgen die Mäuse, wären auch von denselben alle Frösche aufgerieben worden, wenn ihnen nicht die greulichen Krebse Succurs geleistet. Denn weil selbe

mit Harnischen versehen, also der Mäuse Spieße nicht viel achteten, geben diese endlich auf die Flucht. Nach diesem richtet ihnen Vulkanus ein Gelächter an, denn da er den Mars und die Venus (deren Costume an Vollständigkeit so ziemlich Alles zu wünschen übrig ließ) in einem Winkel ertappt, bindet er dieselben mit einer Kette zusammen und zeigte sie den Götzen. Unterdessen verläuft die meiste Zeit und will die Nacht schier anbrechen. Doch sehen die Götzen diesem auch noch zu, wie nämlich Polydamus, ein großer Riese, mit einem mächtigen Löwen streitet und denselben erlegt; einen wilden Ochsen beim Fuß erhascht und so fest hält, daß ihm der Ochse die Klaue in der Hand läßt und einen Wagen mit vier Pferden, der in vollem Fahren ist, bei einem Rad ergreift und aufhält. Welchen Riesen doch endlich eine Grube, so er aufzuhalten sich bemüht, soll erschlagen haben.

Alles geht wohl in dieser Gasterei ab, außer daß Eris einen erbärmlichen Hader anrichtet. Denn ungeachtet sie zu diesem Banket nicht geladen, stellt sie sich doch ein, und als Jupiter einen schönen goldenen Apfel mit der Ueberschrift: „detur formosissimae“ ausgeworfen, erhascht sie denselben und richtet unter den Göttinnen (weil eine jegliche die Schönste sein wollte) solchen Zank an, daß auch Jupiter selbst, den Zwiespalt beizulegen, einen Hirtenknaben, Paris, zum Richter erwählen muß. Dieser Richter, ungeachtet ihm Juno Reichthum und Pallas (Minerva) Weisheit verspricht, gibt den goldenen Apfel der Venus, welche ihm

zum Recompens die schöne Helena (die eine Ursach' des trojanischen Kriegs) beilegt.

Darauf stehen die Götzen auf und wollen sich heimverfügen. Im Vorbeigehen aber besehen sie noch verschiedene Kunststücke. Unter Anderem hatte Myrmecides Wagen und Roß mit ihrem Fuhrmann also aus Elfenbein gebildet, daß sie eine Mücke mit einem Flügel bedecken konnte, wie auch ein Schiff mit seinen Segeln. Desgleichen werden viel andere hübsche Abbildungen der Götzen feil geboten. Dieselben beschaut Mercurius und findet sein Bildniß auch unter denselben. Und weil er sich verkleidet hatte und ihn Niemand kannte, fragt er nach dem Preis. Als ihm aber der Künstler geantwortet, wenn er zwei der andern verkaufe, so schenke er diesen dazu, ward er schamroth vor Allen. Prometheus hatte einen Menschen also schön gebildet, daß sich Minerva auch selbst in das Bild verliebte, und mit himmlischem Schmuck, seinem Begehren nach, solches zu zieren, versprochen. Und weil Prometheus nicht weiß, was im Himmel sei und was er begehren soll, führt sie denselben mit gen Himmel.

Die Götzen, so bald sie heim kommen, als ziemlich bezecht, begeben sich zur Ruhe. Prometheus aber spazierte im Himmel herum, und weil er gewahrt, daß durch's Feuer alles getrieben und bewegt wird, zündet er seinen Stecken an dem Sonnenwagen an und geht seines Wegs. Da begegnet ihm ein Satyr. Diesem gefällt des Feuers Glanz so wohl, daß er's begehrt zu herzen und zu küssen.

Aber Prometheus warnt ihn und spricht: „Siehe zu, daß Du das Maul nicht verbrennst, denn es ist eine zarte Jungfrau, die sich nicht küssen läßt, sondern liebt dieselben, die in gewissem Maß sich ihr nahen.“ Aber das Feuer gerieth den Menschen zu großem Nachtheil. Denn als die Götzen dieses Diebstahls inne wurden, richten sie ein betrügliches Bild zu, welches Mercurius Pandora nennt, weil alle Götzen von ihrem Schmuck demselben zulegten, und senden's einem, Epimetheus genannt. Derselbe, ungeachtet ihn Prometheus gewarnt, nimmt dieses Geschenk an, zu seinem und aller Menschen großem Unglück. Denn dieses Weib trägt in ihren Händen eine Schachtel, voll alles Unglücks. Und da sie solches Gefäß aufthut, fliegt alles heraus, außer ein wenig Hoffnung, welche am Deckel hängen bleibt. Und dieses ist eben die Zeit, von welcher Hesiod singt:

„Ferrea nunc aetas, quam curae et mille labores
Nocte dieque premunt: natis nec ut ante parentes
Nec patribus nati similes, nec ab hospite tutus
Hospes erit, sanctum corrumpent foedus amici,
Et furet arma ciens inrer discordia fatres.“

Von allen Witzen aber ist eben doch der schlechteste „der schlechte“ Witz. Dieser verwickelt einen sogar nicht selten — wenn er nicht gerade zu bösen Häusern führt — in gar unangenehme Prozesse, wie der folgende „witzigseinsollende“ Fall zeigt, der vor Kurzem beim Stadtgericht der Metropole der guten und schlechten Witze, in Berlin, anhängig war. Ein Photograph hatte die Aehnlichkeit eines

aufgenommenen Porträts einem Hundeliebhaber dadurch bewiesen, daß der Hund den Herrn in diesem Bilde sofort erkannte und dies dadurch zu erkennen gab, daß er auf dasselbe zueilte und es liebkos'te. Es knüpfte sich hieran noch eine Wette, die in Bezahlung eines Soupers bestand, an welchem mehrere Freunde des Wettenden als Schiedsrichter theilnahmen. Diese kleine Historie erhielt jedoch alsbald ein interessantes Nachspiel, dessen Schlußscenen vor dem Gericht zum Austrag gebracht wurden. Einige Tage später erzählte nämlich der Hofphotograph in rosiger Stimmung, daß er das Bild, statt mit Eiweiß, mit einem Wachsüberzuge versehen habe und darauf über das Gesicht mit einem Stücke Speck gefahren sei. Der Hund des Porträtirten sei daher dem Speckgeruche nachgegangen und habe die Fettigkeit vom Gesicht des Bildes geleckt. Der Photograph wurde nun von dem dupirten Verlierer zur Erstattung der Kosten aufgefordert, und da er diese zu zahlen verweigerte, so gedieh die Sache zur — Klage. —

Noch einmal gesagt, sind „schlechte" Witze die schlechtesten: der Krug des schlechten Witzes geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Donner und Doria! was habe ich da in ein Wespennest gestochen! Verklagt mich doch am Ende der gute Herr Witz mit sammt seiner eitlen Frau Base, der Aesthetik, welche ich ohnehin schon durch meine Eingangs erwähnte Behauptung, es gebe keine Definition ihrer „Schönheit", arg beleidigt habe, wegen Verbalinjurien beim hohen Gerichtshof des guten Geschmacks. Und da

werden die Herren Geschmacksrichter am Nesenbach und an der Saale Strande mit einer so nichtsnutzigen Raupe am Baume des Schönen wenig Federlesens machen und dann wird das Verdammungsurtheil über mich kurzweg heißen: In Geschmackssachen des Herrn „Witz" vulgo „Meidinger" von Ueberalldaheim, und seiner Frau Base „Pulcheria Aesthetik" geb. Baumgarten aus Frankfurt a. d. Oder,*) Kläger, contra einen gewissen F. S., Beklagter, „schlechte über den Witz gemachte Witze betreffend", wird zu Recht erkannt wie folgt:

Beklagter hat binnen Jahresfrist einen „guten" Witz über den „Witz" zu machen und seiner Zeit in der — zweiten Auflage zu veröffentlichen. So geschehen im hohen Gerichtshof des guten Geschmacks ut supra.

* * *

Sollte nun der eine oder der andere der geneigten Leser mißbilligend den Kopf schütteln über meine Witzplaudereien, so tröste ich mich eben mit dem Gedanken: „Der Zahn der Zeit wird wohl auch über diese Geschichte Gras wachsen lassen."

---

*) Der Name Aesthetik ist eine Erfindung des Professors Alexander Gottlieb Baumgarten zu Frankfurt a. d. Oder. „Aesthetica" betitelte er nämlich die zwei Bände — barbarischer Weise in lateinischer Sprache geschrieben — welche im Jahre 1750 und 1758 an's Licht traten.

Was ist romantisch?

Die meisten Literarhistoriker haben es sich gar leicht gemacht, das Wesen des Romantischen zu erklären. Romantik ist ihnen gleichbedeutend mit Uebersetzung von Shakespeare, Cervantes, Calderon u. s. w. Die Literatur des Mittelalters, die Schöpfungen mittelalterlicher Poesie, die Neudichtungen im mittelalterlichen Geiste, die Bekämpfung der Philisterhaftigkeit sei Romantik. —

Das ist so ziemlich die ganze Definition des Romantischen.

Doch mit solchen oberflächlichen, die Sache kaum streifenden, das Wesen des Romantischen durchaus nicht berührenden, geschweige in das Wesen desselben eingehenden Schlagwörtern ist durchaus nichts, und keineswegs eine wenn auch noch so kurze Definition und Erklärung des Romantischen gewonnen. Was ist romantisch? — Bei dem Worte romantisch denken eben gar Manche heutigen Tages noch an nichts anderes, als an etwas Unwahrscheinliches, Phantastisches, blos Erdichtetes. Sie verwechseln romantisch mit romanhaft. Das Wort romantisch ist ihnen gleichbedeu-

tend mit abenteuerlich, ungeheuerlich, wunderbar, vom Gewöhnlichen abweichend, mit Verwirrungen durchwebt, grauenhaft, seltsam, mährchenhaft, ja sogar wild; wie denn ein gewisser Schriftsteller ein Buch schrieb, betitelt: Romantik der Naturgeschichte oder wildes Land und wilde Jäger.

Andern ist wiederum das Wort romantisch nur üblich von vorzüglich angenehmen und gleichsam bezaubernden Gegenden, so wie sie in den Romanen und Ritterbüchern beschrieben werden. Sie sprechen ferner von einem romantischen Stil in der Malerei; romantisch ist ihnen die Darstellung einer Gegend mit Ruinen.

Manche haben dergestalt Vorurtheile gegen das Romantische, daß sie die mit dem Namen „romantisch" bezeichneten poetischen Productionen gleich von vornherein voll von Vorurtheilen und Unkenntniß geradezu verwerfen oder angreifen und voll Haß und Grimm schonungslos verfolgen. Sie sehen in den Schöpfungen der Romantiker nur traumhaft zerfließende Nebelbildungen, nur eine Dämmerung von Mythe, Mährchen und Vision, die den Menschen und die Welt in klarer Gestalt nicht erfassen könne; ihnen ist die Romantik ein für alle Mal nur eine verzückte, traumhafte, empfindungskranke Poesie. — Schon zur Blüthezeit der romantischen Schule, um 1806, galt schlechtweg das Wunderbare aller Zeiten und Nationen für das ächt Romantische. So bestrebte man sich für romantisch auszugeben: Visionen, Träume, Hexen-, Geister-, Zauber- und kabalistische Romane und Erzählungen. Alles Wunderbare

aus dem Norden und aus den Dichtergärten der Griechen, Römer, Morgenländer, Spanier, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutschen wurde für romantisch ausgegeben. Lucian, Appulejus, Quevedo, Boccacio, Camoëns, Arioſto, Taſſo mußten ihre Verwandlungen, Träume und Visionen, Labyrinthe, Zauberinseln u. ſ. w. geben; den Lesern wurde als romantisch geboten: die Feuerritter und Feuerinseln der Amadisse, die Fantasien des Grafen Gabalis, Faust's Zaubereien, die Erzählungen unseres Agrikola, Rollenhagen, Moscherosch; dann die wunderbaren Volksmärchen aller Nationen, die Erzählungen von den in Runenzauber waltenden Walküren und Schwanjungfrauen der nordischen Mythologie und den Wasserfeien und Waldweibern der deutschen Heldensage, von Nixen, Salamandern, Zwergen, Berggeistern, Sylphen, Kobolden, die Fahrten der Blocksbergs-Ritterinnen und der Muhmen und Basen der ganzen Hexensippe, den bösen Feen und Zauberfrauen, die interessantesten Teufelserscheinungen und die Abenteuer eines Gaudentio, Nil Klim u. ſ. w., die nordischen und indischen Mythen, die hierher passenden Volkslieder und Romanzen aller Nationen mußten Stoff geben zum Romantischen. Und auch die Bilder solcher ſ. g. romantischen Schriften blieben hierin nicht etwa zurück und lieferten wunderbare Darstellungen sonderbarer Figuren, abenteuerliche Scenen, Zeichnungen von Talismanen, Horoskopen, Hexen- und Zauber-Stigmen u. ſ. w. —

Diejenigen, welche die ſ. g. alte romantische Zeit

zurückwünschten, redeten sich diese Ansicht über das Wesen des Romantischen ein: Die Phantasie weile gern auf den Spuren jener Zeit, die ihr zweites Reich gewesen sei; sie meinen die provençalische Dichterzeit. Der schöne Geist Griechenlands habe hier wieder aufgelebt; griechische Blüthen, umflossen von den mystischen Zeiten der Romantik, haben die trübste Gegenwart überschimmert, und die Götter der Erde selbst auf dem Altar der Poesie geopfert. Verkleidet in das Gewand der Dichtkunst, habe die Humanität zu Allen geredet, die Tyrannen gestraft, fromme Heuchelei entlarvt, das Volk belehrt und getröstet und allen den Geist der Religion und Liebe eingehaucht. Auch das ästhetische Auge finde hier Schöneres, als die Gegenwart anbiete. Die Menschheit habe damals alterthümlich in großen Massen dagestanden; die Charaktere seien offener und freier gewesen, der Gang des Lebens, wenn auch öfters wild, doch grader; das Kunstgefühl aber, das selten die Gesinnung unveredelt lasse, sei so allgemein verbreitet gewesen, daß der Provenzaldichter Peter von Chateauneuf, als er einst von Räubern geplündert und bis auf's Hemd ausgezogen worden war, nur um die Erlaubniß gebeten habe, ein Lied zur Leier zu singen und glücklicher als Arion, durch den Zauber der Dichtkunst seine ganze Habe wieder erhalten habe.

In gleicher Rücksicht heftet sich die Aufmerksamkeit dieser Bewunderer der provençalischen Dichterzeit auf jenes Weltalter, weil es die Wiege der Romantik gewesen sei. Sie führen hier Hurd an, welcher in seinen Lettres on

Chivalry and Romance, litt. 1 bemerkt: „Der Rittergeist sei ein bald erloschenes Feuer gewesen; aber der Geist des Romantischen, der sich an ihm entflammt habe, leuchte und brenne bis in die verfeinerten Zeiten fort.“ —

Das Wort Roman, romantisch anlangend, wird behauptet, ein Troubadour des 13. Jahrhunderts, Folquet de Lunel, habe unter anderen ein satyrisches Gedicht auf die Sitten seiner Zeit geschrieben und dasselbe am Schlusse zwei Mal einen „Roman“ genannt. (S. Histoire littéraire des Troubadours, v. 2.) Roman habe zuerst jede in der „Lingua rustica romana“ geschriebene Dichtung, Erzählung oder Geschichte bedeutet.

Das Ritterthum ist für diese Romantiker etwas Unsterbliches. Sie ziehen keinen Strich durch die Geschichte und sagen: Bis hierher Romantik und dahinter Prosa und Alltäglichkeit; sie begegnen der ritterlichen That und Gesinnung zu jeder Zeit, und nichts könnte ihnen ferner liegen, als ein Lied vom letzten Ritter zu singen. Es gebe keinen letzten Ritter anders, als es einen letzten Dichter gebe — am letzten Tage.

Wieder Andere kamen dem Wesen des Romantischen schon näher und erklärten sich die Entstehung und das Wesen des Romantischen aphoristisch also: Poesie und Religion traten verschwistert und zusammenwirkend in die Welt. Als aber Poesie und Religion durch die Meinungen der Menschen geschieden wurden, blieb etwas drittes zurück, das aus jenen beiden entsprungen zu sein schien.

Man suchte es auf verschiedene Weise zu bezeichnen, je nachdem es verschiedenartig sich äußerte. Es schien ein Spiel der Dämonen, unter deren Einflusse die Menschen gedacht wurden. Man nannte es „das Wunderbare", weil es höher war, als die Wirklichkeit, ohne sich ganz von ihr zu entfernen. Es schien unbegreiflich, und doch so nahe zu liegen. Es war das, worin Poesie und Religion, welche die Kultur der Menschen geformt hatte, sich wieder vereinigten. Mit dem Verfall der Griechen und Römer verlor sich die Kunst im Abendlande. Barbarische Völker bemächtigten sich der Göttertempel und Kunstwerke, deren Formen sie anstaunten, deren Geist sie nicht ahnen konnten. Nur im Schönen spiegelt sich das Schöne. Diese Völker kannten es nicht. Die Musen waren entflohen, und ihre Werke blieben unverstanden zurück. — Aus dem Orient, dem alten Lande der Wunder, ging eine Religion hervor, die sich ebenso über das Sinnliche erhob, als die Religion anderer Völker das Göttliche in die Sinnenwelt hineinzubilden versucht hatte. Sie lehrte das höchste Glück an eine außerirdische Zukunft zu knüpfen, wovon das Irdische nur Bild und Zeichen sei. Demuth, Heiligkeit und eine schwärmerische Ergebung waren die Früchte dieser Lehre, die sich bald über die volkreichsten Theile des Abendlandes verbreitete. Dieser Glaube hatte sich innigst mit der Kunst, dieser steten himmlischen Begleiterin der Menschheit, verbunden. So ward die Ansicht des Lebens wieder poetisch, oder vielmehr religiös-poetisch. Das höchste Ideal menschlicher

Schönheit, die „Venus Urania“ der Griechen, ward vertauscht mit dem Höchsten der menschlich-schönen Heiligkeit, dem „Madonnen-Ideal“. —

An die Stelle der halbätherischen Genien, den Dienern und Boten der Götter, traten die orientalischen Gebilde der Engel, statt des Adlers zu den Füßen des Zeus verkündigten geflügelte Cherubime die Nähe des Unsichtbaren. Nun wurde die Meinung aufgestellt, daß aus der Vermischung der orientalischen Religion mit der Poesie und bildenden Kunst — das hervorgegangen zu sein scheine, was wir das Romantische nennen.

Mit dem Romantischen ist immer ein Grad von Empfindsamkeit verknüpft, ja er ist unzertrennlich von ihm. Die Empfindsamkeit aber (die, den Griechen und Römern unbekannt, aus der modernen Kunst hervorgeht) ist eine Blüthe des Orients, ein Erzeugniß jener übersinnlichen Religion. Wir nennen eine Begebenheit romantisch, die, indem sie die Phantasie ergötzt, unser Gefühl in die höchste Mitleidenschaft setzt. Wir nennen eine Gegend romantisch, wo das Düstre mit dem Lichten, das Liebliche mit dem Großen vermischt ist.*) Oder vielmehr, die Stimmung ist romantisch, in welche uns eine Begebenheit, eine Gegend u. s. w. versetzt, das heißt, sie ist der ähnlich, welche die Idee des Romantischen

*) Göthe sagt: „Das Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.“

in uns erweckt, da alles Romantische nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit liegt. So könnte man sagen, der Genuß des Rein-Schönen ist poetisch, die Vorbereitung dazu romantisch. Aus dem religiösen Volksglauben geht also wenigstens ein großer Theil des Romantischen hervor. Die alten Sagen von wunderbaren Erscheinungen und Metamorphosen, die Märchen von Feen, Elfen und Gnomen u. s. w., was interessirt anders an ihnen, als das aus Kunst und Volksreligion verbunden Hervorgegangene, worin das Romantische besteht? Die göttlichen Poesien des Tasso, des Dante, des Ariost, — die Romanzen der Spanier, die englischen und schottischen Balladen,*) der Oberon und andere Poesien der Art, — wodurch entzücken sie, als durch diese glückliche Verbindung des Höchsten — mit Ernst und Spiel, mit Religion und romantischer Liebe? — Es würde also für uns kein Romantisches geben (oder wenigstens von ganz anderer Art), wenn nicht der aus dem Orient entsprungene religiöse Volksglaube gerade diese Wirkung gehabt, und die Idee von einem andern außerirdischen glücklicheren Zustand, von einem Leben im Leben in den Gemüthern hervorgebracht hätte.

Der Hauptvorkämpfer der romantischen Schule, A. W. von Schlegel, spricht sich in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur über den

*) Die Cid-Romanzen, die Balladen von Percy und Douglas bleiben was sie sind — unübertroffen, vielleicht überhaupt unübertrefflich.

Ursprung und das Wesen des Romantischen also aus: „Man hat für den eigenthümlichen Geist der modernen Kunst, im Gegensatz mit der antiken oder klassischen, den Namen „romantisch“ erfunden. Allerdings nicht unpassend. Das Wort kommt her von romance, der Benennung der Volkssprachen, welche sich durch die Vermischung des Lateinischen mit den Mundarten des Altdeutschen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und der Bruchstücke des Alterthums zusammengeschmolzen ist, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus Einem Stücke war.

Die antike Kunst und Poesie geht auf strenge Sonderung des Ungleichartigen, die romantische gefällt sich in unauflöslichen Mischungen; alle Entgegengesetzten, Natur und Kunst, Poesie und Prosa, Ernst und Scherz, Erinnerung und Ahndung, Geistigkeit und Sinnlichkeit, das Irdische und Göttliche, Leben und Tod verschmilzt sie auf das innigste mit einander. Wie die ältesten Gesetzgeber ihre ordnenden Lehren und Vorschriften in abgemessenen Weisen ertheilten, wie dies schon vom Orpheus, dem ersten Besänftiger des noch wilden Menschengeschlechts fabelhaft gerühmt wird, so ist die gesammte alte Poesie und Kunst gleichsam ein rhythmischer Nomos, eine harmonische Verkündigung der auf immer festgestellten Gesetzgebung einer schön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt. Die romantische hingegen ist der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und

wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schooße sich verbirgt: der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebt hier von Neuem über den Wassern. — Jene ist einfacher, klarer, und der Natur in der selbständigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; diese, ungeachtet ihres fragmentarischen Ansehens, ist dem Geheimniß des Weltalls näher. Denn der Begriff kann nur Jedes für sich umschreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für sich ist; das Gefühl wird Alles in Allem zugleich gewahr." —

Friedrich Schlegel's Ideen erleichtern ferner das Verständniß des Romantischen und charakterisiren am Besten das selbst von den Gegnern zugestandene romantische Ideal: die phantasievolle Innerlichkeit. Nach ihm wird Sinn, der sich selbst sieht, Geist; Geist ist innere Geselligkeit, Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüth. Der Instinkt der sittlichen Größe aber, den wir Gemüth nennen, darf nur sprechen lernen, so hat er Geist. Geist ist eine Musik von Gedanken; wo Seele ist, da haben auch die Gefühle Umriß und Gestalt, edles Verhältniß und eignes Colorit. Gemüth ist die Poesie der erhabenen Vernunft und durch Vereinigung mit Philosophie und sittlicher Erfahrung entspringt aus ihm die namenlose Kunst, welche das verworrene flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.

Phantasie in höherem Sinne nannten die Roman-

tiker die innere Anschauungskraft dessen, was nicht dem Grade oder der Zusammensetzung, sondern der Art nach alle äußere Wirklichkeit übersteigt; ein lichtvolles Träumen in der stillen Nacht des inneren Sinnes, bei dem Künstler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtsstätte, ganz abzulösenden Bilder durch eine eben so zauberische Darstellung mitzutheilen.

Fragen wir nun nach dem Wesen der von den Gegnern spottweise „Schönseligkeit" genannten Poesie der Romantiker.

Poesie, im weitesten Sinne genommen, als die Fähigkeit, das Schöne zu ersinnen und es sichtbar oder hörbar darzustellen, sei eine allgemeine Gabe des Himmels, und selbst s. g. Barbaren und Wilde haben nach ihrem Maße Antheil daran. Innere Vortrefflichkeit entscheide allein, und wo diese vorhanden sei, soll man sich nicht an Aeußerlichkeiten stoßen. Auf die Wurzel unseres Daseins müsse Alles zurückgeführt werden: sei es da entsprungen, so habe es auch unbezweifelt seinen Werth; sei es aber ohne einen lebendigen Keim nur von außen angehängt, so könne es kein Gedeihen, noch wahres Wachsthum haben.

Die Religion endlich war den Romantikern die Wurzel des menschlichen Daseins. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkürliche, zu verleugnen, so würde er ganz Oberfläche werden und kein Inneres mehr haben. Wenn dieses Centrum verrückt werde, so müsse sich folglich darnach die gesammte

Wirksamkeit der Gemüths- und Geisteskräfte anders bestimmen.

Und ein Brief A. W. von Schlegel's an seinen Freund Fouqué vom Jahre 1806 charakterisirt die ganze Absicht der Romantiker. Hier heißt es: „Wie Göthe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißverständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellungen der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußeren Umgestüms als ihrer innern Tiefe, so haben, meine ich, die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dies sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. — Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, insofern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes, zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals,

von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie, und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie." —

Dieses waren die Grundansichten der romantischen Schule über das Wesen der Phantasie, Poesie und Religion; ja es war ihr poetisches Glaubensbekenntniß; es war ihr Ideal, die Poesie war ihnen „eine erhabene Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths."

Die romantische Schule hat sich nicht wie die klassische unmittelbar aus reinen Kunstgesetzen stätig entwickelt, sondern sie ist unter der Vermittlung aller Zeitumstände, welche die Wiedergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegensatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entstanden.

Die romantische Schule stammt zunächst von August Wilhelm von Schlegel ab, dann von seinem Bruder Friedrich Schlegel und von Ludwig Tieck. Die Umstände und zufälligen Charakterähnlichkeiten hatten zu Anfang dieses Jahrhunderts in Jena diese drei Männer vereinigt, alle ausgezeichnet und tüchtig als Kritiker. So entstand bei ihnen eine Gemeinschaftlichkeit der Ideen und eine Uebereinstimmung in literarischen Ansichten und Systemen. Gleich im Beginn ihrer Laufbahn erkannten sie bei der Entschiedenheit über ihre individuelle Richtung die Noth-

wendigkeit, in Gemeinschaft Hindernisse zu überwältigen, welche allein zu besiegen jedem von ihnen zu schwer geworden wäre.

Sie sahen, was Noth that: der Kampf gegen das Mittelmäßige, das Schwache, das Schlechte, durch Hebung und Verjüngung des ächt deutschen Nationalgeistes und des Patriotismus.

Das Volksthümliche in Schrift und Sprache wurde Gegenstand der romantischen Poesie. Die Volkssage, das Volksmärchen, das Volksepos und die Volkslieder waren die reiche Ernte, die sie auf diesem neuen und wiedergefundenen nationalen Felde der Poesie aufkeimen machten.

„Männer von hohem Rufe", sagt ein Zeitgenosse der ersten Romantiker, „hatten sich mit den Ueberresten der alten deutschen Poesie früher beschäftigt. Seit A. W. Schlegel und vorzüglich Tieck das Interesse für dieses Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es sich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entstand eine Bewegung in der literarischen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien sich äußerte, als die griechischen Manuscripte aus der klassischen Zeit dahin strömten. Diese Wissenschaft, die neben der des klassischen Alterthums ein wesentliches Element der geistigen Bildung geworden ist, ward dadurch noch wichtiger, daß sie mit der Ausbildung

der Sprachlehre aller indo-germanischen Stämme verband, und der Geschichte eine Aufgabe lieferte, deren Lösung vielleicht die tiefste ist, die ihr jemals gegeben wurde." —

Der Anfangs kleine Kreis der romantischen Schule erweiterte sich und es traten in denselben bald andere bedeutende Geister ein. Außer den beiden Schlegel und Tieck fanden sich Friedrich von Hardenberg (Novalis) und Clemens Brentano damals in Jena ein, zugleich mit den Philosophen Fichte und Schelling, mit denen sie ein unbefriedigtes Streben und Sehnen nach schöneren und besseren Zuständen theilen. Ein Beurtheiler jener Zeit bemerkt mit großer Unparteilichkeit: „Ein Blick auf die Zeit erklärt diesen Idealismus, diese Sehnsucht, denen wir ja ebenfalls in Schillers Kabale und Liebe, im Don Carlos und so vielen seiner andern Dichtungen begegnen; die rohe schroffe Wirklichkeit der Dinge steht reizlos, kalt und unversöhnt der Poesie gegenüber: „Freiheit blüht nur in dem Reich der Träume, und das Schöne lebt nur im Gesang!" — lautet das trübe, resignirende Wort des edlen Dichters; das jüngere Geschlecht aber, nicht sowohl bereit zu entsagen, als vielmehr zu genießen, stemmt sich gegen die verhaßte Wirklichkeit und denkt, mit den Waffen der Poesie ihrer Herr zu werden.

In der That waren die Zustände des scheidenden Jahrhunderts in Deutschland von der Art, daß die Gemüther sich mit Recht dagegen auflehnen durften. Schroffe Standesunterschiede trennten die bürgerliche Gesellschaft; ein steifes,

pedantisches Formenwesen und der sehr fühlbare Mangel wahrhafter geistiger Bildung machten den geselligen Verkehr für den feineren Sinn schwerfällig und unerquicklich; früherer Wohlstand hatte in Folge verderblicher Kriege gar vielfach einer sorgenvollen Beschränkung Platz gemacht; Willkür der Fürsten — oft genug auch ihrer Höflinge — herrschte im Staat und die nüchternste Aufklärung im gemeinen Leben: gegen eine solche Wirklichkeit der Dinge, gegen die daraus hervorgehende Beschränktheit und Gemeinheit der Denkungsart mußte sich nothwendig jedes Gemüth auflehnen, das — von einem höheren Streben erfüllt — Kraft und Bedürfniß in sich fühlte, nach edleren Gütern des Lebens zu ringen.

Ein solches Streben und Ringen offenbart sich denn auch sehr sichtbar in den letzten Decennien und vorzüglich am Schlusse des 18. Jahrhunderts, in der wissenschaftlichen Literatur. Unbefriedigt von Kant's verstandesscharfer, aber gemüthsleeren Philosophie, welche damals zu fast unbeschränkter Herrschaft gelangt war, bekämpften Fichte und Schelling dieselbe — der Eine mit der frischen, siegreichen Kraft eines willensstarken Charakters, der Andere mit seiner schöpferischen, in die Geheimnisse der Natur dringenden Phantasie. Die geistige Macht, welche beide sehr bald über die Gemüther des jüngeren Geschlechts gewannen, lag vor Allem darin, daß dieses Geschlecht in bloßen Verstandesformen nicht länger Befriedigung fand; daß das Gefühl der lebendigen Persönlichkeit gegen die abstrakten Forderungen der Kant'schen Lehre sein Recht geltend machte,

und auf der andern Seite die engeren Beziehungen des Menschenlebens zur Natur mehr und mehr zum Bewußtsein gelangt waren.

Göthe's dichterischer Genius hatte längst in zwei Meisterwerken beide Richtungen, poetisch gestaltet, zur Anschauung gebracht: im Werther und im Faust. In jenem wie in diesem begegnen wir dem lebendigsten Ausdrucke einer nach innerer und äußerer Befriedigung strebenden Persönlichkeit, die ihr Ich zum Mittelpunkt des Denkens und Wollens macht, sowie auf der anderen Seite einer bald kindlich schwärmerischen, bald unmuthig forschenden Versenkung in das geheimnißvolle Leben der Natur. Wie dort der Dichter, redete hier der Philosoph dem Rechte der Subjectivität, der persönlichen Freiheit das Wort, oder er vergeistigte die Natur, indem er strebte, ihre Gesetze mit denen des Menschengeistes in Harmonie zu bringen. Wer da weiß, welch' mächtigen Einfluß jederzeit die herrschende Philosophie auf die Gestaltung von Kunst und Wissenschaft in unserem Vaterlande geübt, der wird es sehr begreiflich finden, daß die von Fichte und Schelling gepflegten Ideen in ihrer poetischen Umgebung nicht minder wie in wissenschaftlichen Kreisen einen lauten Widerhall fanden. Mit freudigem Eifer stimmten die Dichter der jungen romantischen Schule in die Lehre von der unbegränzten Geltung der Persönlichkeit, die ihnen nicht anders als höchst willkommen sein konnte; und nicht minder lebhaft ergriffen sie den Gedanken jenes Geist und Materie auf's

Innigste verknüpfenden Naturlebens, welcher ebensowohl der sinnlichen als der mystischen Auffassungs- und Darstellungsweise eine wissenschaftliche Stütze lieh. —

Aber zu beiden Richtungen, die in den Poesien der Romantiker alsbald sehr merklich hervortraten, gesellte sich noch ein Drittes: die zur fernen Vergangenheit zurückgewendete mittelalterlich-nationale Richtung.

Die politischen Verhältnisse der Gegenwart waren zu jener Zeit für ein deutsches Herz in der That allzu demüthigend und widerwärtig, als daß es nicht hätte mit Schmerz und Unmuth sich von ihnen abwenden und auf jene Jahrhunderte richten sollen, wo es noch ein deutsches Land und Volk in Ehren und Ansehen gab. So verband sich denn jene mittelalterliche Richtung auf Wiederbelebung versunkener Erinnerungen mit der subjectiven und naturphilosophischen, zu denen die Bestrebungen des gesammten achtzehnten Jahrhunderts geführt hatten.

Höchst verdienstlich war es, die alten halbverschütteten und in Volksbüchern nur kümmerlich fortlebenden Märchen und Lieder, jene Producte früherer Jahrhunderte, aus dem Schutte hervorzuziehen und in lebensfrischer Gestaltung wieder in das Bewußtsein der Nation zurückzuführen, wie vornämlich Tieck, Arnim, Brentano und Görres dies zu thun bemüht waren. Aber nicht nur für die Wiedererweckung nationaler Schätze der Vorzeit, auch

für die poetische Auffassung und Darstellung der Wirklichkeit wurde die romantische Schule deßhalb von Einfluß, weil sie im Gegensatz jener sentimentalen Seelenmalerei, welche die Natur nur als unbestimmten Hintergrund und höchstens als Widerschein der jedesmaligen Stimmung gebrauchte, dieselbe vielmehr als selbständiges, ja als geistig belebtes und mit der menschlichen Persönlichkeit in Wechselwirkung stehendes Object darzustellen unternahm. —

Man hat an die romantische Schule mancherlei Anforderungen gemacht, die sie hätte erfüllen sollen. Wie jede Literaturperiode hat sie ihre Zeit und ihre Aufgabe gehabt und diese auch größtentheils erfüllt. Aber diese Hauptaufgabe war weder nur eine ethische, noch allein eine ästhetische, oder eine kritische und polemische; die Wiederbelebung der Poesie mit Zeitgemäßem und Volksthümlichem, die Brechung der Fesseln einer ausländischen Kunstregel, hauptsächlich aber auch das Entgegentreten gegen den Rationalismus und die überhand genommenen Ueberflutungen weinerlicher und frivoler Productionen der Lafontaine, Kotzebue, Cramer und Spieße, traurigen Andenkens. Daher nannte Göthe die Romantiker fürchterliche Gegner „aller Nichtigkeit, der Parteisucht für das Mittelmäßige, der Augendienerei, der Katzenbuckelgeberden, Leerheit und Lahmheit, in welcher sich damals die wenigen guten Producte verloren." —

Wie fast jede Schule ihre Gegner hat, so auch die romantische.

Und so sehen wir denn auch alsbald nach dem Auftreten der Schlegel, Novalis und Tieck einige entweder höchst übel angeschriebene oder jetzt kaum noch dem Namen nach bekannte Schriftsteller gegen die Romantiker auftreten und mit ihren meist witzigen und deßhalb oft verwundenden Waffen gegen dieselben kämpfen. Wir erinnern nur an den von Kotzebue gegen Schlegel gerichteten „hyperboreischen Esel", worin Kotzebue Alles anwendete, was Witz vermag, um Schlegel lächerlich darzustellen. Schlegel rächte sich dafür durch seine „Ehrenpforte für den Theater-Präsidenten von Kotzebue." —

Wir wollen diese Fehde etwas näher betrachten und in einige, wenn auch geringere Details einzugehen versuchen. In der Oekonomie des geistigen Lebens einer Zeit und Nation ist für den Historiker nichts gering zu achten. So ist es z. B. nicht bedeutungslos, daß in einer Nation, die schon ihren Schiller und Göthe besaß, ein Clauren berüchtigten Andenkens mit seinen Romanen während der schmachvollen Restaurationszeit den großen Markt beherrschte, und daß man in dem Preußen vor 1806 in Hofkreisen sich an Lafontaine'schen Romanen erbaute, während es schon einen Wilhelm Meister gab. —

Das Hauptorgan dieser Antiromantiker war „der Freimüthige". Seine Herausgeber waren August Friedrich Ferdinand von Kotzebue und der Lief-

länder Garlieb Merkel. Doch schon im Jahre 1806 waren sie uneins. G. Merkel floh aus Furcht vor den Franzosen in seine Heimath. Für die Romantiker trat Karl Spazier in seiner „Zeitung für die elegante Welt" auf, so daß es bald eine lebhafte literarische Fehde gab und zwar längere Zeit zum Ergötzen des unbetheiligten, jeder Zeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängenden Publicums auf Kosten der romantischen Schule. —

Sowohl gegen die Romantiker, als auch gegen ihre Gegner erschien zu Anfang des Jahres 1806 unter besonderer Leitung einer Gesellschaft Weimar'scher Kunstfreunde und unter der Redaction von J. D. Falk eine Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte, betitelt: „Elysium und Tartarus". — Die Seligen kamen alle nach Elysium; die Verdammten aber wurden sämmtlich in den Tartarus geworfen. Auf daß erfüllt werde, was geschrieben stehe:

„Emsig müßiges Volk der Grammatiker, stechende Wespen,
„Raupengezücht, das kein Blatt fremder Gewächse verschont,
„Erst es zernagt und sodann, wie auf Dornen häßlich umherkreucht,
„Jedem Gemeinesten hold, jedem Vortrefflichsten feind,
„Klug gebildeter Schmach, des gelehrigen Kindes Verfinst'rung,
„Fort, in den Tartarus, fort, Cerberus Hunde mit Euch!"

Falk zog sich übrigens seines satyrischen Blattes wegen alsbald heftige Feinde zu. Wir erinnern nur an Karl Heinrich Jördens, den Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften", der Falk „das erste

aller poetischen Ferkel nennt, das seit 1797 auf dem Weimar'schen Parnaß grunze." —

Im Tartarus finden wir Artikel, wie: „Akten aus der großen Gerichtsstube des Tartarus, in Sachen contra A. W. Schlegel." —

Ferner: „Mahlmann, Merkel, Falk, oder die drei Kaiserschlacht."

Und: „Haben wir Deutsche, auch außer dem Herrn von Kotzebue, noch Männer der Nation?" Von Prof. Fernow.

Im Elysium befinden sich unter andern: „Pitt, Nelson, Bonaparte, Wieland, Herder, Göthe, Kant, Schiller" u. s. w.

Im Tartarus: „General Mack, A. von Kotzebue, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Schmidt aus Werneuchen" u. s. w.

Schon damals beklagten sich die Einsichtsvolleren über die einseitigen und grundlosen Urtheile und Angriffe eines Mannes wie Kotzebue, der auf seine Celebrität in Einem Fache sich stützend, nun über Alles und auch das, worin es ihm durchaus an Einsicht und Geschmack fehlte, mitsprechen zu dürfen sich berechtigt glaubte, und bei denen, die nicht unterscheiden konnten, daß man ein guter dramatischer Schriftsteller und doch ein sehr mittelmäßiger Dichter, Geschichtschreiber und Reisebeschreiber sein könne, ein Zutrauen fand, das er nicht verdiente.

Diejenigen, welche höhere Forderungen an die Kunst machten, beklagten sich ferner, Kotzebue habe sich ein Theater gebildet, das ihn nicht entbehren könne, und ein Publicum, das immer von ihm unterhalten sein wolle; anstatt der

wiederholten und sehr gegründeten Klagen, daß er dadurch den Geschmack des Publicums verschlechtert und die Schauspieler verdorben habe, dürfte es wohl besser sein, Hand an's Werk zu legen und Dramen zu schreiben, die den Beifall des Publicums gewönnen und dabei die Forderungen der Kunst mehr befriedigten. Bis dahin werden es sich die Freunde einer höheren Kunst, trotz aller Jeremiaden ihrer Legion Kritiker, wohl gefallen lassen müssen, Herrn von Kotzebue als Alleinherrscher auf dem deutschen Theater regieren zu sehen.

Und er regierte leider das deutsche Theater bis zu seinem Tode. So viel müssen wir übrigens gestehen, daß alles, was Kotzebue schrieb, mit glücklicher Phantasie erfunden und mit der leichten Oberflächlichkeit einer gewöhnlichen Conversation, die nie in's Langweilige fällt, ausgeführt war, übrigens ohne Haltung der Charaktere, ohne Tiefe, ohne Wahrheit und voll schlechter Verse. Er kannte nur zu gut sein Publicum; und diesem Publicum bot er meist nur ein Gemisch von Eulenspiegelspäßen und Großmuthscenen. So ausgestattet machten seine Stücke immer ihr Glück.

Auch sein Freund Garlieb Merkel stand bei den Besserdenkenden der deutschen Nation in wohlverdientem schlechtem Rufe und ein anonymer Schriftsteller nennt ihn in einem zu Cöln bei Peter Hammer 1806 erschienenen Büchelchen, betitelt: „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel", einen niedrigen, verworfenen, gemeinen Geist, ein literarisches Gespenst u. s. w., stellt dann in eben diesem Tone Unter-

suchungen über seinen Charakter an und erklärt endlich, Bosheit und Neid seien die Triebfedern aller seiner literarischen Unternehmungen. —

Seine Angriffe auf Göthe liefen fast immer auf Kleinigkeiten und Lappalien hinaus. So schlägt er gleich einen Lärm über einen Fehler in Göthe's Uebersetzung von Rameau's Neffe. Göthe hatte nämlich und zwar allerdings fehlerhaft übersetzt: „Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seid, da Ihr Heu in den Stiefeln habt;" — Botte heißt aber nicht nur Stiefel, sondern auch Bund, und das Sprüchwort: avoir son foin en bottes, heißt, sein Heu gebunden, sein Schäfchen auf dem Trocknen haben.

Ferner hatte Göthe, um 1805 Schillers Andenken zu ehren, diesem eine Todtenfeier auf dem Theater zu Lauchstädt veranstaltet, und diese Feier durch einen Epilog von ihm selbst verherrlicht.

Dieser im Taschenbuch für Damen 1806 veröffentlichte Epilog wird nun ein „holprigtes Meisterstück" genannt und soll auf drei kleinen Blättern in zehn Stanzen beweisen, daß Göthe leider kein Deutsch verstehe. Kotzebue fügt noch die gehässige Bemerkung hinzu, „so schwinden die hüpfenden Irrlichter, wenn man ihnen zu nahe trete. Sollte man diese Beleuchtung Micrologie schelten, so möge man sich doch besinnen, daß Göthe bei fremden Nationen für einen unserer ersten Dichter gelte, daß sie unsern Geschmack, unsere Fortschritte in der Sprache, noch immer nach seinen Producten beurtheilen, weil sie dem untergehenden Gestirn nicht

so nahe ständen als wir, und daß man folglich nicht laut genug die Stimme erheben könne; zumal wenn der Gedanke sich dabei aufdringe: Göthe verstehe es wohl besser, aber er meine, für uns sei alles gut genug, und wenn er nur niese, so müssen wir niederfallen und anbeten." —

Der Kampf wurde in der Folge immer hartnäckiger, bissiger und von Seiten der Antiromantiker mit einer alles Maß überschreitenden Leidenschaftlichkeit geführt.

So wurde in einem „Neue kritische Wälder" betitelten Aufsatz berichtet, Fanchon das Leyermädchen, Musik von Himmel, Text von Herrn von Kotzebue, habe auf dem Weimarischen Hoftheater einen sehr geringen, man möchte wohl sagen, keinen Eindruck gemacht. Statt der Kunst offenbare sich in dem Ganzen ein höchst sentimentaler Zeitcharakter; und von der Musik gelte das nämliche, was vom Text: es fehle ihr schlechthin an einem eigenen, gehaltenen und selbstständigen Charakter. Im Ganzen möge man den Componisten indeß durch den charakterlosen Text entschuldigt halten.

Gegen diese noch mäßig gehaltene Kritik läßt nun ein Antiromantiker seinen maßlosen Zorn los, spricht von dem Märchen von den Lappländischen Hexenmeistern, die nach Belieben heitern Himmel und Regen, Sturm und Windstille entstehen lassen und frägt, ob denn nicht unsere Literatur solche Wettermacher habe. Ob nicht die Wasserhose der Empfindsamkeit, hochseligen Andenkens, die Windsbraut der Sturm- und Drang-Periode, der unge-

sittete Hagelschauer der Xenien, der seinen Versendern zuletzt selbst in's Gesicht geflogen und einige Jahre hindurch, zerschmolzen in schmutzigen Gossen fortgeschäumt und endlich der mystische Nebel der poetischen Poesie aus einem und demselben Wetterloche aufgestiegen sei. Und endlich spricht dieser Antiromantiker gar von dem „berüchtigten sanscüllotischen Tone", durch welchen die HH. Schlegel und Consorten einst die Allgem. Lit. Zeitung beschmutzt haben! — Doch die HH. Merkel und Kotzebue widersprachen sich selbst. Das eine Mal sprechen sie von einer Wasserhose der Empfindsamkeit und von einer Windsbraut der Sturm- und Drang-Periode und das andere Mal fragen dieselben Herren, warum unsere Sprache und Literatur seit zwanzig Jahren verhältnißmäßig so wenig Fortschritte gemacht? — Weil der „metaphysische Unsinn" dazwischen gekommen sei. Wir sollen uns 1785 auf vortrefflichem Wege befunden, den Anfang zu einer classischen Literatur gemacht haben; plötzlich sei die scholastische Barbarei hereingebrochen, und um die Cultur der Sprache sei es auf zwanzig Jahre geschehen gewesen. —

Der den Romantikern wohlgewogene Göthe, gegen den die Opposition hauptsächlich auch gerichtet war, mischte sich nach seiner vornehmen Gesinnungsweise nicht in den für ihn unerquicklichen Handel. Vornehm, wie er war, wies er die Angriffe mit einigen allgemein gehaltenen Bemerkungen zurück. „In Deutschland

haben wir auch Fälle", sagt er, „wo Mißwollende theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab Andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten; und so ist in kurzer Zeit Alles wieder im Gleise, als wäre Nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr. Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen; denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren; der Zufall überliefert sie nicht; durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen. Aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt Jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem Andern anzulegen. Deßhalb sieht man besonders Litteratoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was Einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen, zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den

allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit, zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen. Indessen kann man nicht leugnen, daß sich Niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen der Seele auch große des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unabläßigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist." —

Auf die gehäßigste Weise griff Kotzebue die beiden Schlegel an.

So beginnt, um nur ein paar Beispiele anzuführen, ein polemischer Ausfall, „merkwürdiges Bekenntniß" betitelt: „Herr Friedrich Schlegel — der auch noch lebt — sagt in seinem neuen, sehr langweiligen poetischen Taschenbuche: „Es bleibt das Gefährlichste aller Experimente, auch in der

Kunst fremde Sitten annehmen zu wollen, wornach man strebte, wird fast nie erreicht." —

Jetzt stürzt Kotzebue gleich auf diesen Satz los, indem er fragt: „Nun wenn das ist, warum haben denn die Herren Gebrüder Schlegel bis jetzt noch immer in ihren Kunstwerken versucht, fremde Sitten anzunehmen? Warum haben sie uns denn bald zu Griechen, bald zu Spaniern und Gott weiß wozu sonst noch machen wollen? — Was ist dabei herausgekommen? — Herr Friedrich Schlegel hat sich und seinem Herrn Bruder selbst das Urtheil gesprochen: das Eigene ging verloren und das Fremde wurde nicht erreicht." —

Wie weit die Antiromantiker in ihrer Verbissenheit und Böswilligkeit gegangen sind, beweist ein über Friedrich von Spee gefälltes Urtheil, das für sie selbst ein vollständiges Armuthszeugniß ist und am Besten die ganze antiromantische Recensiranstalt charakterisirt.

Friedrich Schlegel hatte für das Jahr 1806 ein „poetisches Taschenbuch" herausgegeben und darin „Trutznachtigal", eine Auswahl geistlicher Volkslieder nach Friedrich Spee aufgenommen. Nun hat die Kritik den ausgezeichneten, unvergänglichen Dichterwerth Spee's einstimmig anerkannt und J. von Eichendorf sagt sogar von ihm, kein Dichter habe wohl so innig, wie Spee im „güldenen Tugendbuch" und in seiner „Trutznachtigall" die verborgenen Stimmen der Natur belauscht und verstanden: wie die Ströme und Wälder und Bächlein emsig zu Gottes

Lobe rauschen und die Vögel von Ihm singen, und die geheimnißvolle Sommernacht von Ihm träume, als ob der Finger Gottes leise über die unsichtbaren Saiten der Schöpfung glitte. Und dieselbe Liebe, die in seinen Liedern in der That trotz Nachtigallen töne, habe der Dichter auch durch sein Leben bewährt. —

Und nun hören wir, was der antiromantische Kritiker über Friedrich von Spee ebensosehr aus Unkenntniß der Spee'schen Dichtungen, als aus Gehässigkeit gegen Schlegel sagt: „Wenn Jemand in Kleidern, wie sie vor etwa zweihundert Jahren Mode waren, eine unserer Gesellschaften besuchte, so erregte er gewiß ein allgemeines Gelächter — und mit Recht! Würde man ihn aber nicht geradezu für hirnlos erklären, wenn er seinen Faschingsstreich dadurch rechtfertigen und gleichsam sanktioniren wollte, daß er sagte: Ei! meine Herren, diese Kleidung ist vortrefflich; denn — vor zweihundert Jahren trug und lobte man sie allgemein! Herr Friedrich Schlegel! — Wem er übrigens mit dieser Nachtigall, die eine aufrichtig-poetische genannt wird, trutzen will, dürfte nicht schwer zu errathen sein; ohne Zweifel — dem guten Geschmack." —

Weil ein Schlegel Spee's Dichtungen neu herausgab, muß Spee unter allen Umständen ein geschmackloser Dichter sein! —

Wir sind an das Ziel unserer Betrachtungen gelangt.

Dauer hat nur das Aechte: Kotzebue, Merkel, Baggesen und die übrigen Gegner der romantischen Schule sind längst vergessen.

Doch der Sinn für das Romantische ist in Literatur und Kunst noch keineswegs ausgestorben; dies beweist unter anderm Fouqué's Undine, eine der duftigsten Blüthen romantischer Poesie. —

Das Romantische geht vornämlich aus dem Zusammenstoß eines idealischen Enthusiasmus mit der prosaischen Wirklichkeit hervor. Es ist nicht das Unwahrscheinliche, übertrieben Phantastische, Unruhige, Wunderbare im gewöhnlichen Sinne; es steht allerdings im Gegensatz zum Alltäglichen, Nüchternen, Oberflächlichen und zur innern Leerheit; es ist von der Poesie erwärmt und von den Wundern des Gemüths verklärt; es ist der Contrast des sterblichen mit dem unsterblichen Menschen; des äußern, der Zeit, der Umgebung angehörenden Wesens mit dem höheren, der Menschheit, der Ewigkeit gehörenden Ich; des bürgerlichen Menschen mit dem Genius, mit der Kunst. —

Götter und Heroen im Bade.

Der Gebrauch des Badens reicht hinauf in die mythische Zeit der Völker.

Bäder waren selbst ein Bedürfniß der Götter Griechenlands, denn schon die Mythe läßt die Götter baden:

„In des Helikon Roßquell, welcher mit Anmuth
Rinnet, und Mittagsruh' herrschete rings im Gebirg." —
„Cypris badete hier mit den Grazien und mit dem Amor;
Dankbar ließ sie dem Quell Eine der Grazien hier." —

Der alexandrinische Dichter Kallimachos von Kyrene (lebte um 275 v. Chr.) dichtete sehr volltönend und lebendig einen Hymnos auf das Bad der Pallas, d. h. für das in Argos jährlich gefeierte Fest, an welchem die Bildsäule der Pallas aus dem Tempel nach dem Flüßchen Inachos von den Frauen getragen und dort unter Gebet und schallendem Jubel gebadet wurde.

Die Badefrauen der Pallas brachten ihr bei diesem Feste von dem nämlichen Oel,

„Womit Kastor sich einst, womit Herakles gesalbt";

von dem Oel, das ihr brachte der eigene Baum (der Oelbaum war ihr nämlich heilig). Man brachte ihr ferner

„Den Kamm, den goldenen, daß sie die Locken
Auskämm' und sich glatt streiche das schimmernde Haar." —

An diesen Hymnos knüpft der Dichter die Mythe von der Erblindung des Tiresias, des berühmten Sehers von Theben, an.

Tiresias, Sohn der Nymphe Chariklo, schweifte als Knabe, „dem der Bart kaum bräunte die Wangen", mit Hundegefolg an dem geheiligten Ort der Hippokrene (auf dem Berge Helikon), wo einstmals Pallas-Athene in Begleitung der von ihr gewaltig und weit vor den andern geliebten Chariklo badete.

„Weder der Nymphen Getos', noch der geschlungene Reih'n
Freuten im Herzen sie je, war Führerin nicht die Chariklo." —

Tiresias, unsäglich vom Durste gequält, ging zum Brunnquell und „wider Begehr sah er die Göttin im Bade." Zur Strafe dafür deckte Nacht des Knaben Gesicht; denn also lautete der uralte Spruch:
„Wer der Unsterblichen einen, wofern nicht dieser ihn ausführt, Anschaut, soll ihn gewiß schauen um theueren Preis."

Und der Jüngling Aktäon, der Diana steter Genosse der Jagd, wurde von dieser, weil er sie, ohn' es zu wollen, an einer Quelle im Bade gesehen, in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerrissen.

Der Phrygische König Midas, dem Alles, was er berührte, zu Gold ward, befreite sich auf Anrathen des

Bacchus dieses unangenehmen Geschenks durch ein Bad im Flusse Pactolus.

Aeson, Vater des Jason, wurde durch ein Kräuterbad der gewaltigen Zauberin Medea verjüngt.

Herkules badet nach bestandenem Abenteuer:

„Nach mühseliger Heldengefahr in Thrinakiens Eiland
Spülte sich wieder am Thermopyl die Kraft des Herakles
Ab den Staub und den Schweiß, und es kehrte dem badenden Halbgott
Wieder die mächtige Stärke zurück, die Löwen besiegte.“ —

Auch die germanisch-nordische Mythe läßt ihre Götter baden.

„In blauer Nacht bei Vollmondschein
Was rauscht und singt so süße?
Drei Nixen sitzen am Mövenstein
Und baden die weißen Füße.“ —

Am Meißner in Hessen liegt ein großer Pfuhl oder See, mehrentheils trüb von Wasser, den man Frau Hollen Bad nennt. Nach alter Leute Erzählung wird Frau Holle zuweilen badend um die Mittagsstunde darin gesehen und verschwindet nachher.

Sodann erinnern wir noch an das Bad der Hertha (Forsete, Fosta, Vesta?) im sogen. Herthasee auf der Insel Rügen.

„Im tiefsten Haine senkt ein Thal
Sich still und schauerlich gleich Helas öden Reichen.
Dort wälzt ein schwarzer See, bekränzt von hohen Eichen,

Dumpfhallend seine Fluth, worin sich nie der Strahl
Des heitern Lichts gekühlt. Vor jedem Blick geschirmet,
Vom Dänenvolk mit banger Scheu geehrt,
Erhebt an seinem Rand, aus Felsen aufgethürmet,
Sich Hertha's heil'ger Opferheerd." —

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus sagt in seiner Germania:

„Auf einer Insel des Oceans giebt es einen heiligen keuschen Hain, und es ist nur den Priestern gestattet, den darin stehenden heiligen Wagen zu berühren, welcher mit einem Gewande bedeckt ist. Wenn dieser Priester die Gegenwart der Göttin im Heiligthume wahrnimmt und darauf ihrem von Kühen gezogenen Wagen nachfolgt, dann giebt es frohe Tage und Feste an den Orten, die ihrer Gegenwart geweiht sind. Kein Krieg wird geführt, keine Waffe erhoben, alle Eisenwehr ist verwahrt; nur dann sind Friede und Ruhe bekannt und geliebt, bis eben der Priester die Göttin, satt vom Umgange mit Sterblichen, dem Tempel wiedergiebt; dann werden Wagen und Gewänder, ja die Gottheit selbst in einem verborgenen See gebadet und derselbe See verschlingt die Sklaven, welche diesen Dienst verrichtet haben." —

Die mythische Phantasie des Nordländers läßt übrigens die Götter nicht blos baden, sondern auch — nach dem Vorstellungskreis der ältern Edda — Brunnen trinken. An jeder Wurzel der Esche Yggdrasill, des großen Weltenbaumes, unter dessem Schutze das

Menschengeschlecht erwuchs und dessen Zweige sich über die ganze Erde ausbreiteten, befindet sich ein Brunnen. Bei der zu den Göttern gehenden Wurzel der Esche ist der Urdharbrunnr, aus welchem die Schicksalsgöttinnen (Nornen) die Esche besprengen, damit sie nicht welke. — Bei der zu den Riesen sich erstreckenden Wurzel ist Mimisbrunnr, der von dem Riesen Mimir gehütet wird, welcher daraus täglich „Weisheit und Erkenntniß" trinkt. —

Die indische Mythe erwähnt gleichfalls des Badens ihrer Halbgötter. Sakuntala, die Tochter der Nymphe Menaka und des Königs Viswamitra, verliert ihren Verlobungsring beim Baden in einem heiligen Flusse. —

Im griechischen Epos ward die Annehmlichkeit und der Nutzen des Badens gar vielfach hervorgehoben.

Odysseus und Diomedes, auf Kundschaft ausgehend, ergriffen und tödteten den Dolon, welchen Hektor zum Spähen ausgesendet hatte. Von dem Dolon unterrichtet, tödteten sie im Troischen Lager den jüngst angekommenen Thrakischen König Rhesos und entführten des Königs Rosse. Hierauf wuschen sie sich im Meere und stiegen dann in's „warme Bad" und salbten sich mit Oel.

„Selbst nun stiegen sie Beide hinab in's Meer und entwuschen
Rings den gewaltigen Schweiß sich von Hals und Beinen
und Schenkeln.
Als nun ihnen die Woge des Meeres den gewaltigen Kampf-
schweiß
Ganz von den Gliedern gespült und erfrischt ihr männliches
Herz war,
Stiegen sie ein zum Bad und gesalbt mit dem Fette des
Oelbaums
Setzten sich Beide zum Mahl und spendeten Pallas Athenen
Aus den gefülleten Krügen des süßanduftenden Weines." —

Nestor ließ dem verwundeten Machaon durch die schönlockige Hekamede ein „warmes Bad" bereiten, um ihn zu erfrischen.

„Nestor vernahm gar wohl das Getös', obgleich er am
Trunk saß;
Schnell zum Asklepiossohn die geflügelten Worte begann er:
Denke doch, edler Machaon, wie soll das endlich noch werden?
Stärker erschallt um die Schiffe der Schlachtruf blühender
Streiter!
Bleibe du jetzt hier sitzen, am funkelnden Wein dich erlabend,
Bis ein „erwärmendes Bad" dir die lockige Hekamede
Fertig gemacht und den blutigen Staub von den Gliedern
gebadet.
Ich will geh'n indeß und schnell von der Warte mich um-
schau'n." —

Telemach, an Nestor's Hof gastfreundlich aufgenommen, wird ein Bad bereitet.

„Doch den Telemachos badet' indeß Polykaste, die schöne,
Nestors jüngere Tochter, des herrlichen Neleussohnes.
Als sie darauf nach dem Bad mit geschmeidigem Oel ihn gesalbet,
Auch mit dem prächtigen Mantel ihn wohl umhüllt und dem Leibrock:
Da entstieg er der Wanne, so schön wie Götter gestaltet,
Ging und setzte zu Nestor sich hin, dem Gebieter der Völker." —

Telemach und Nestor's Sohn, Peisistratos, Menelaos Hof zu Sparta besuchend, wurden in den herrlichen Palast geführt, und ihnen der Staub des Weges durch ein „erquickendes Bad" abgewaschen.

„Aber bewundernd
Schauten sie drin im Palaste des Zeus entsprossenen Königs.
Denn wie sonniger Glanz, wie leuchtender Schimmer des Mondes
War's in dem hohen Palaste des rühmlichen Atreussohnes.
Aber nachdem sie schauend sich Herz und Augen erfreuet,
Stiegen sie ein zum Bad in die schön umglätteten Wannen.
Als sie nachher von den Mägden im Bad mit Oele gesalbet
Waren und wohl umhüllt mit dem wolligen Mantel und Leibrock,
Setzten sie sich auf Stühle zum Atreussohn Menelaos.

Aber in goldenem, schönem Gefäß trug eine der Jungfrauen
Wasser daher zum Waschen, und goß in's silberne Becken
Ihnen es auf, und stellte zugleich den geglätteten Tisch hin.
Auch die geachtete Schaffnerin kam und reichte die Kost dar,
Viele Gericht' auftragend und gern mittheilend vom Vorrath.
Hierauf kam der Zerleger und trug in erhobenen Schüsseln
Allerlei Fleisch und stellte die goldenen Becher daneben." —

Auf seiner Heimkehr von Troja nach Ithaka gelangte Odysseus in das Gebiet der Phäaken, die Insel Scheria und erhielt hier von des Königs Tochter Nausikaa Pflege und Kleidung, nachdem er sich vorher gebadet hatte.

„Also besorgt, ihr Mädchen, dem Fremdlinge Speis' und Getränke,
Badet ihn auch in dem Strom, wo ringsum Schutz vor dem Wind ist.
Sprach's, da standen sie still, und ermahnten sich unter einander.
Aber sie führten hinab zum schirmenden Ort den Odysseus,
Wie's Nausikaa hieß, Alkinoos Tochter, des edlen,
Neben ihn legten sie dann zur Bedeckung Mantel und Leibrock,
Gaben geschmeidiges Oel ihm zugleich in der goldenen Flasche,
Und ermahnten ihn auch, in dem wallenden Strom' sich zu baden.
Jetzo begann zu den Mädchen der muthige Dulder Odysseus:
Tretet beiseit, ihr Mädchen, ein Weniges, daß ich indeß mir

Selbst von den Schultern das Salz abspül' und mit Oele mich ringsum
Salbe; fürwahr schon lange gebrach es dem Leib an der Salbung.
Also der Held, und sie traten beiseit und sagten's der Jungfrau.
Nunmehr wusch im Gewässer des Stroms sich der edle Odysseus
Rein von dem Salz, das Rücken und kräftige Schultern bedeckte;
Aber vom Haupt auch rieb er den festanhaftenden Seeschaum.
Als er den Leib nun völlig gespült und mit Oele gesalbet,
Zog er sich an die Gewande der unvermähleten Jungfrau." —

Auf der Insel Aeäa, welche bewohnte die Zauberin „Kirke, die schön gelockte, die hehre, melodische Göttin", wurde dem Odysseus, nachdem er zum Palaste derselben geeilt war, zuerst ein Bad gerüstet und dann ein Mahl bereitet:

„Dienende Jungfrauen waren indeß in dem Saale beschäftigt,
Vier an der Zahl, im Palast zum Dienst für die Göttin bestellet.
Göttlicher Abkunft sind sie, gezeugt von den Quellen und Hainen,
Auch von dem heiligen Stamm der in's Meer ausströmenden Flüsse.
Eine belegte zuerst mit schimmernden Decken die Sessel,

Oben mit purpurrothen, und leinene legte sie drunter.
Eine davon kam auch und breitete neben die Sessel
Silberne Tisch' und besetzte sie dann mit goldenen Körben.
Aber die Dritte vermischte zum Trank in dem silbernen Mischkrug
Süßen, erfreuenden Wein und vertheilete goldene Becher.
Wasser besorgte die vierte; zugleich um den mächtigen Dreifuß
Häufte sie loderndes Feuer umher; und das Wasser erwarmte.
Aber nachdem sich das Wasser erhitzt in dem blinkenden Erze,
Setzte sie mich in die Wann' und ergoß aus mächtigem Dreifuß
Mir um das Haupt und die Schultern das Bad in behaglicher Mischung,
Bis sie die Glieder befreit von der herzangreifenden Arbeit.
Als sie darauf nach dem Bad mit geschmeidigem Oel mich gesalbet,
Auch mit dem prächtigen Mantel mich wohl umhüllt und dem Leibrock,
Führte sie mich in's Gemach zum silbergebuckelten Lehnstuhl,
Schön und künstlich gefügt und mit stützender Bank zu den Füßen.
Aber in goldenem, schönem Gefäß trug eine der Jungfrauen
Wasser daher zum Waschen, und goß in's silberne Becken
Dann es mir auf, und stellte zugleich den geglätteten Tisch hin.

Auch die geachtete Schaffnerin kam und reichte die Kost dar,
Viel der Gericht' auftragend und gern mittheilend vom Vorrath.
Jene gebot mir zu essen; doch dazu hatt' ich die Lust nicht;
Sondern ich saß in Gedanken, das Herz voll banger Besorgniß." —

Das deutsche Nationalepos, das Nibelungenlied, läßt die Helden gleichfalls baden.

In der Aventiure: „wie Sifrit erslagen wart", wird bekanntlich Siegfried auf einer Jagd von Hagen auf Brunhildens Anstiften meuchlings ermordet, während er sich niederbeugte, um aus dem Quell zu trinken, oder wie das Lied vom „hörnen Siegfried" sagt, um sich darin zu kühlen:

„Der Brunnen, der war kühle, war rein und gut und hell."

Daß die Mythe und das Epos selbst die Götter und Heroen baden läßt, hat eine gar tiefe Bedeutung und macht den wohlthätig erquickenden Einfluß und die Heil und Gesundheit bringende Wirkung der Bäder auf das äußere und innere Leben der Menschen anschaulich: mens sana in corpore sano. — Herkules, der Gott der männlichen Kraft, ist der Beschützer der Bäder, und läßt auf alten Münzen einen Strahl Wassers aus dem Rachen eines Löwen auf sich sprühen,

und bei Gottesdiensten goß man Wasser über seine Statue. Wasser ist in der ganzen alten Mythologie das Princip der Erzeugung, Belebung — Aphrodite, die Göttin der weiblichen Schönheit, ist die Schaumgeborene. Pindar singt: „Wasser ist das Beste.“ —

Ein

Leineweber als Shakespeare-Erklärer.

Daß besonders Männer vom ehrsamen Schusterhandwerk nachdenkender und grüblerischer Natur sind, beweist vor Allem der schlesische Schuhmachermeister und Mystiker Jakob Böhme (geb. 1575, gest. in seiner Vaterstadt Görlitz 1624), der sich tief in die Betrachtung religiöser Gegenstände versenkte und in den innersten Grund der geheimen Natur eingeführt zu sein wähnte. Auch Goethe in seiner Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung" spricht von einem spintisirenden Schuster, bei dem er von Leipzig aus als Student gelegentlich eines Besuches der Kunstschätze zu Dresden einige Tage logirt hatte. Unter den Meistersängern (unter welchen übrigens die Dichtkunst zum Handwerk wurde) und unter den späteren sogenannten Naturdichtern habe ich keine Schuster gefunden — den einzigen Nürnberger Poeten Hans Sachs natürlich ausgenommen. Uebrigens war Sachs auf seiner Wanderschaft einige Zeit in Diensten des Kaisers Maximilian in Tirol, wo dieser gerade damals Hof hielt, mit Leib und Seele Waidmann gewesen.

Daß ein Meistersänger, nämlich der Lehrer des Hans Sachs im Technischen des Meistergesangs, Leonhard Nonnenbeck zu Nürnberg, ein Leineweber war, finden wir begreiflich. Daß aber ein armer Weber in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich mit dem Studium Shakespeare's eingehend und Jahre lang beschäftigte, ist gewiß so auffallend als interessant.

Warum sollte aber nicht auch ein armer Weber seinen Shakespeare lesen, sich an dessen Schöpfungen erfreuen und erquicken und zum Verständniß bringen wollen, wenn ihm am sausenden Webstuhl der Armuth in dumpfer Kellerluft das Leben öde und unerträglich wurde? . . .

Vor hundert Jahren war der große Brite durch die Schauspieler Weiße und Schröder erst da und dort bekannt, und es ist gewiß höchst merkwürdig, daß schon damals in einer abgelegenen Landschaft der Schweiz ein armer Weber Shakespeare nicht nur gelesen, sondern auch kritisirt hat. „Der arme Mann im Toggenburg" — so heißt der Titel eines von Eduard v. Bülow nach den Originalhandschriften vor zwanzig Jahren herausgegebenen Buches (Leipzig, G. Wigand). In den Jahren 1789—92 erschienen in zwei Theilen, deren erster die Lebensgeschichte, der andere das Tagebuch enthielt, „Sämmtliche Schriften des armen Mannes im Toggenburg". Der Verfasser war ein armer Weber des Dorfes Wattwyl, Namens Ulrich Bräker, der meist erst in der Nacht nach vollbrachtem Tagewerke die Feder zur Hand nehmen konnte.

Ulrich Bräker wurde im Jahre 1735 geboren. Seine Kindheitsgeschichte, seine Erzählung von seinem Liebesabenteuer mit Aennchen, seine Heirathsaffaire sind wahre Dorfgeschichten, voll unverbildeter und ungeschminkter Naturwahrheit. An unterhaltenden und für die damaligen Sittenzustände charakteristischen Parthieen ist das Büchlein reich. Dahin gehören u. A. Bräker's Anwerbung durch einen preußischen Lieutenant in Schaffhausen, dem er durch ein paar verrätherische Landsleute zugeführt wurde, und sein lustiges Leben mit diesem Offizier, einem gutmüthigen aber leichtsinnigen Polen, und noch anderen fünf preußischen Werbeoffizieren, hier wie in Rottweil, im Gegensatze dazu aber das traurige Garnisonsleben in Berlin, wo er zu seiner Ueberraschung in die preußische Uniform gesteckt wurde, und seine Desertion während der Schlacht von Lowositz, wie die Beschreibung dieser Schlacht. Berlin als Stadt gefiel ihm beim ersten Anblick ganz außerordentlich. Als er einmarschirte, dachte er: „Und nun, wie war ich herzlich froh, als wir endlich die große herrliche Stadt erreicht. Wir gingen zum Spandauer Thor ein, dann durch die melancholisch angenehme Lindenstraße, und noch ein paar Gassen. Da, dacht' ich Einfaltspinsel, bringt man dich dein Lebtag nicht mehr weg, da wirst du dir dein Glück bauen, dann schickst du einen Kerl nach Toggenburg, der muß dir deine Eltern und Aennchen zurückbringen, die werden die Augen aufsperren." Aber wie anders erschien ihm Berlin, als man ihn mit Gewalt in die Soldatenjacke gesteckt hatte!

Täglich sollte er mit einem Groschen „Tractement“ reichen! Ein alter Soldat sagte ihm, wie er's machen sollte: „Des Morgens für einen Dreier Fusel und e'n Stück Kommisbrod. Mittags aus der Garküche für n'en andern Dreier Suppe und wieder e'n Stück Kommis. Des Abends für zwei Pfennige Kovent oder Dünnbier und abermals Kommis.“ Bräker rief hierauf vor Schrecken: „Aber das ist, beim Strohl, ein verdammtes Leben!“ welchen Ausruf man sehr natürlich finden wird, worauf der alte Soldat bemerkte: „So kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn er braucht noch viel andere Waare: Kreide, Puder, Schuhwichs, Oel, Schmirgel, Seife und was der hundert Sachen mehr sind“ u. s. w. Und nun die Behandlung! Auf dem Exerzierplatz täglich das „Fluchen und Karbatschen von prügelsüchtigen Junkerlein“ mit anhören und ansehen zu müssen, den empörenden Anblick des Spießruthenlaufens, das stundenlange Dastehen wie ein Pfahl, eingeschnürt in die Montur, Prügel für das geringste Unthätchen an der Uniform oder dem Haarputz — kein Wunder, wenn der Fremdling bei erster Gelegenheit Reißaus nahm.

Nach der Schweiz zurückgekehrt, erwartete Bräker kein glückliches Loos; sein Aennchen war ihm untreu geworden; sein späteres „Liebchen“, das er ehelichte, war zwar eine wackere Hausfrau, machte aber ihm, dem Bücherwurm und Träumer, doch manche Stunde heiß; mehrere liebe Kinder starben ihm weg; er fing bald dieses, bald jenes an, machte Bankerott, kämpfte mit Sorgen aller Art, wußte oft nicht

ein noch aus, aber er durfte doch frei seine innere Welt aufbauen, seinen Shakespeare lesen, seine Gedanken zu Papier bringen, und am Schlusse seiner Tage sollte er noch einen Mäcen und Freund finden in dem erst im Jahre 1844 zu St. Gallen verstorbenen Bankier Girtanner, der eine hilfreiche Stütze seines Alters wurde, und welchem Bräker in seinem Tagebuche manches innige Wort der Dankbarkeit widmete.

Interessant ist auch ein Besuch geschildert, den Bräker bei den literarischen Notabilitäten Zürich's machte. Wie wurde er enttäuscht! Er besuchte u. A. auch den „großen" Lavater, den er hoch verehrte, der aber keinen sehr günstigen Eindruck auf ihn machte, wie sich aus den Worten des Tagebuches erkennnen läßt: „Ich schätze den großen Mann noch jetzt hoch; aber doch habe ich mich vorher ein bischen verrechnet. Ich fand nicht, was ich erwartet hatte, und es sind eben nur lauter Menschen in der Welt; man sucht vergebens Engel." Rathsherr Geßner erschien ihm als „ein kleines Männchen, wenn ich ihn nicht aus seinen Idyllen gekannt hätte, so hätte ich ihn nicht dafür angesehen." Dr. Hirzel hatte ein Stübchen voll junger Herren bei sich, die ihn „durch und durch guckten und mehr fragten, als er beantworten konnte." Da nahm Bräker Reißaus. „Ich habe nun der Männer genug gesehen", sagte er, „Adies!" —

Bräker, der im Jahre 1798 starb, erlangte seine Bildung fast nur durch die von der Lichtensteiger moralischen

Gesellschaft ausgeliehenen Bücher. Es waren deren nicht viele. Sein Lieblingsautor — und dieser Umstand allein zeugt für Bräker's ungewöhnliche Begabung — war eben Shakespeare, dessen Werke er von 1776 bis 1792 fast ununterbrochen geliehen bei sich zu Hause hatte. Unter seinen Manuscripten befand sich eine Reihe von Kritiken und Betrachtungen über sämmtliche Shakespeare'sche Stücke unter der Ueberschrift: „Etwas über Shakespeare", die Bülow mitgetheilt hat und woran er die tiefe Lebensweisheit und Welterkenntniß rühmte. Und in der That, es ist von hohem Interesse, diese Betrachtungen zu lesen und daraus zu sehen, wie der gewaltige Tragiker von diesem unverkünstelten, frischen, wenn auch etwas rohen Naturssohne empfunden wird. Es findet sich schwerlich in der ganzen Schweiz und in ganz Deutschland jetzt noch ein Weber von den dürftigen Verhältnissen Bräker's, der so eifrig wie dieser den Shakespeare lies't und studirt und Nachts sich hinsetzt, um seine Gedanken über ihn zu Papier zu bringen. Unterm 4. Januar 1779 schreibt er in sein Tagebuch:

„Ich halte, wenn ich mich nicht betrüge, sparsam Haus mit der Zeit, achte die Zeit für verloren, die ich verschlafe, ohne es zu Erholung meiner Kräfte zu bedürfen; auch die Zeit, welche ich ohne Noth verhocke, und nichts lese, nichts schreibe, nichts denke. Ebenso die Zeit, in welcher ich ein Buch lese, ohne darin etwas zu meiner Erbauung zu finden, oder in der Kirche sitze und Langeweile habe. Die mehrste Zeit bestimme ich meinen Berufsgeschäften. Nächtliche Stunden widme ich meist dem Denken, Lesen und Schreiben. Ich kann zwar unter der Arbeit auch denken, aber es ist oft

wider meinen Willen ganz verworren. Etwa drei oder vier Stunden in der Woche bestimme ich zu Besuchen, welche mir, wenn ich's wohl treffe, und einen heiteren, behaglichen Freund zu Hause finde, wahre Erholungsstunden sind. Sieben oder acht Stunden bestimme ich dem Schlaf, da unser einer doch mehr als einer, der sich nie ermüdet, Schlaf nöthig hat. Keine Zeit dauert mich mehr, als die ich gezwungenerweise mit eckelhaften Dingen verplaudern muß, wenn ein Besucher mich einen schönen halben Tag mit elendem Gewäsche plagt und ich ihm Wohlstandes halber herhalten muß, ohne ihn fortschicken zu dürfen."

Es gehört gewiß eine geistige Höhe dazu, um z. B. den „König Johann" so hoch zu stellen, als Bräker thut, wenn er unmittelbar nach der Lektüre seine Betrachtung mit den Worten beginnt: „Noch habe ich kein Stück gelesen, worin mir Alles so wohl gefällt;" oder wenn er vom „Julius Cäsar" sagt, das sei ihm außer zwei das liebste Stück, und dann schließt: „Dieses Stück hat mir mehr Denkens gemacht, als ich sagen kann; oft hat es mich, vielleicht ohne des Dichters Willen, in das Heiligthum Gottes geführt, und ich habe es mit Herzenslust gelesen und wieder gelesen" u. s. w.

Ganz besonders interessirt ihn auch „Timon von Athen", der ihm Anlaß gibt, alle Dichter aufzufordern, auch solche Stücke zu schreiben, zu denen die Erde alle Tage nahen und fernen Stoff genug an die Hand gibt, um diesem Geschlecht seine Schande vorzuhalten." Ganz hingerissen ist er von Hamlet. „Hamlet!" ruft er aus, „Du König unter allen Spielen, Du Kern aller Werke, die je ein

großer Dichter machen konnte, Du Edelstein in der Krone, Du Zierde aller Bühnen, Du Herz im Herzen! Ich habe keine Worte, um auszudrücken, wie sehr Du mein Liebling bist! Ich werde nicht ruhen, bis Du wenigstens meinen armseligen Bücherschrank zierst. Du nützest mir mehr, als tausend Habermann und zehntausend Wetterglocken, mehr als alle Schmolken und Zollikofer, machst mich wirksamer und thätiger, als Bogazki'sche Sporen!" König Lear ist ihm eines der allerschönsten Stücke. Es setzte alle seine Lebensgeister in Bewegung. „Ich las und konnte nicht aufhören, und wenn ich auch wüßte, daß es eine Fabel wäre, könnt' ich mich doch nicht erwehren, an jeder Scene theilzunehmen. Ich war ganz in jenen Zeiten, in allen Gegenden. Ich verfolgte die heuchlerischen Hexen Goneril und Regan und zupfte den eigenliebigen, leichtgläubigen Lear aus allen Kräften gleich Anfangs beim Aermel. Ich begleitete mit tausend Segenswünschen die gute Cordelia und den ehrlichen Kent, ich folgte dem Teufel Edmund mit Flüchen auf dem Fuße und möchte seinem redlichen Vater und Bruder seine Brust enthüllen, ihn über Berge und Hügel laut als einen teuflischen Verräther ausrufen. Ich lief mit dem edlen Edgar in der Irre umher und verlor ihn im Gebüsch; ich fand den armseligen Lear und seinen Narren in Sturm und Wetter. Auch der gute Kent stieß zu uns. Wir fanden dich, armer Edgar, in einem elenden Schopfe wieder. Der arme Thoms friert! Wer konnte mich in der Stube in so gräßliches Sturm und Donnerwetter verwickeln, wer kann so die Sprache eines Ungeheuers oder Kobolds reden als du, großer Shakespeare! O ihr aufgeklärten Zeiten, die ihr

die Sprache verfeinert, alle Künste auf's Höchste gebracht, und so viel hochfliegende Geister zeugt! Warum zeugt ihr keinen Shakespeare mehr!" —

Weniger will diesem derben Naturmenschen „Romeo und Julie" gefallen, mit Ausnahme einiger originellen oder einfach gesunden Figuren; aber die Liebe zwischen den jungen Leuten selbst hatte für Bräker nichts Verständliches; sie lag außer seiner Gefühlssphäre. „Dies ist gewiß ein treffliches, aber doch immer nur ein Spiel. Die zwei Liebenden kommen mir so stätig und melancholisch, so finster und eigensinnig vor, daß mir ihr Schicksal nicht sonderlich nahe geht. Julie hat Romeo kaum gesehen, so sagt sie schon, das Grab sei ihr Brautbett, wenn dieser Mensch verheirathet; und Romeo, der vorher so sterblich verliebt war, schwärmt nun so unbedacht hitzig daher, wie ein Wahnwitziger, ich hätte bald gesagt, wie ein Narr! Just zwei solcher Geschöpfe braucht es zum Selbstmord.

Die Personen sind sonst trefflich charakterisirt; doch reden die meisten so schwül und feurig, hoch und schwärmerisch, wenn sie gleich die kaltblütigsten Kerls sind.

Nur die Bedienten reden ihre ungekünstelte Sprache. Juliens Wärterin ist vortrefflich gezeichnet. Mir ist, als höre ich all' die Plaudertaschen vor mir. Wahrhaftig, ich war oft genug in derlei Dudelsäcke verliebt, die so in Einem Athem losschwätzen, der Kreuz und Quer springen und jede alte Narrheit zu einem Heiligthum machen.

Merkutio gefällt mir am besten von allen. Das ist ein aufgeräumter Humor, der den allerschwermüthigsten Stockfisch heilen könnte. Den Pater Lorenzo höre ich gern so von

Morgen und Abend und anderen natürlichen Sachen dahermoralisiren. Aber der stürmische Junge Romeo will den guten Pater nie zu Worte kommen lassen. Er schreit immer über Hals und Kopf von Tod und Hölle, will von Anfang her alleweil mit Gewalt sterben und Julie redet die nämliche Sprache. Ich wäre müde geworden, guter Pater, einen so starrköpfigen Heuler zurecht zu weisen.

Der alte Kapulet ist ein cholerischer Grobian. Daß doch die Ungeduld nie harren kann! Aber darum ist ja auch ein solcher Ausgang ihr Loos." —

Auch gegen die Leichtgläubigkeit und Brutalität des Mohren „Othello" sträubt sich Bräker's Sinn; „das geht über alle Fassung hinaus", sagt er.

Zum Schluß ruft der merkwürdige Commentatar aus: „Nun, mein geliebter, theurer William, hab' ich all' Deine Werke durchgegangen, in denen ich Dich als einen Liebling des Himmels und großen Hofmann des größten Königs verehre. Ja, ich zähle Dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide Dich nicht darum, daß der Himmel Dich so besonderer Gnade würdigte. Du hast der Welt Deine Gaben mitgetheilt. Wenn die grobe Welt Deine Arbeiten verstünde, so müßtest Du mehr Nutzen schaffen, als Millionen schwatzhafter Pharisäer mit all' ihrem Kram. Aber sie versteht sie nicht!" —

So „der arme Mann im Toggenburg", welcher jene Worte zu einer Zeit niederschrieb, wo auf dem Continente noch wenig oder kein Verständniß für Shakespeare vorhanden war, so daß uns die Kritik des einfachen Handwerksmannes im Toggenburg um so mehr überraschen muß.

Schlemihl's Schatten.

Unter allen abenteuerlichen Büchern ist neben dem weltbekannten Robinson Crusoe von Defoe keines mehr nachgeahmt und verbreitet worden, als Chamisso's fast in alle Sprachen übersetzte und zum deutschen Volksbuch gewordene „wundersame Geschichte Peter Schlemihl's."

Wer ist nun aber dieser märchenhafte Schlemihl und was hat es für eine Bewandtniß mit seiner wundersamen Geschichte? — Ueber dieses Thema hat sich schon Mancher, der den Schlemihl gelesen, vergebens den Kopf zerbrochen.

Peter Schlemihl verkauft bekanntlich an einen ihm unbekannten „grauen" Mann für „Fortunati Glückseckel" seinen „Schatten". Von dieser Stunde an rufen ihm die Leute auf der Straße, oder wo sie ihm sonst begegnen und er sich blicken läßt, bald verächtlich und spöttisch, bald mitleidig zu: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." — „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" — „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" — „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen." —

Sofort stieg die Ahnung in ihm auf: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiege, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie er früher den Reichthum seinem Gewissen aufgeopfert, habe er jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was könne, was solle auf Erden aus ihm werden! — Und von nun an ist ihm ohne den Schatz seines Schattens das Leben nur noch eine Qual.

Nur noch an einer einzigen Stelle im ganzen Schlemihl, in der Schlußstelle, läßt uns Chamißo dunkel errathen, was er denn eigentlich mit dem Ganzen gewollt habe.

Schlemihl schließt nämlich mit den Worten an seinen lieben Chamißo — den er zum Bewahrer seiner wundersamen Geschichte erkoren, auf daß sie vielleicht, wenn er von der Erde verschwunden sei, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne: „Du aber, mein Freund, willst Du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst Du nur Dir und Deinem bessern Selbst leben, o so brauchst Du keinen Rath.“ —

Ob Chamißo ein — an seinen Schlemihl erinnerndes altes Märchen gekannt habe oder nicht, weiß man nicht; in seinen Schriften und Briefen hat er wenigstens desselben keinerlei Erwähnung gethan. Es gibt nämlich ein altes Märchen: der Teufel sei einmal unter eine Gesellschaft Gefangener getreten, die in den Händen eines argen Tyrannen ihren Tod erwartet, ihre Befreiung aber nimmermehr ge-

hofft, und habe ihnen freimüthig eröffnet, wer er sei und daß er ihnen allen die Thore des Kerkers aufthun und Leben und Freiheit wiedergeben wolle, wenn er nur den letzten in der Thüre sich greifen dürfte. Weil nun jeder bei sich im Stillen die Hoffnung hegte, es werde doch nicht gerade ihn dies Unglück treffen, so willigten sie alle unbedenklich in den Vorschlag des Argen, der hinter den Letzten stand und schon sich auszurechnen schien, wen es wahrscheinlich treffen möchte, daß er ausgedrängt zurückbliebe; sie stellten ihm nur die Bedingung, er solle den Ausgang so groß machen, daß alle zugleich hinaus könnten, wenn sie geschickt und hurtig wären. Darauf traten sie in Reih' und Glied, richteten sich ganz genau, wie sie es als Soldaten gelernt hatten, der Officier commandirte, und sie marschirten so gerade in den Ausgang hinein, daß sicherlich keiner um eines Haares Breite zurückgeblieben wäre, wenn nicht bei dem letzten hastigen Schritt der Mittelste, da wo die Schwelle der wirklichen Kerkerthür war, das Unglück gehabt hätte, zu stolpern und zu fallen. Glücklicher Weise fiel aber sein Schatten, den der Vollmond in die geöffnete Thür zurückwarf, hinter ihm her, der Teufel hielt diesen für den Letzten, warf sich auf ihn und fing dem stolpernden Manne solchergestalt seinen Schatten weg. Die Soldaten marschirten lustig in die Freiheit hinein und lachten über den betrogenen Teufel.

Aber das Schlimme kam nach. Der Gefallene hatte wohl seine Seele gerettet, aber nicht seinen Leib. Die Schattenlosigkeit zehrte ihn aus; die Sonne schien durch ihn

hindurch, und er verging vor den Augen der Menschen, wie Nebel und Dunst. — So das alte Märchen. —

Nun aber leugnete Chamißo selbst, sowie sein Biograph Hitzig ein klares Bewußtsein über die Wahrheit des Motivs im Schlemihl beharrlich ab.

So sagt Hitzig in seiner Vorrede zur Stereotypausgabe (mit Holzschnitten) des Schlemihl: „Man hat Chamißo oft mit der Frage gequält, was er mit dem Schlemihl so recht gemeint habe? Oft ergötzte ihn diese Frage, oft ärgerte sie ihn. Die Wahrheit ist, daß er wohl eigentlich keine specielle Absicht, deren er sich so bewußt gewesen, um davon eine philiströse Rechenschaft zu geben, dabei gehabt. Das Märchen entstand, wie jedes ächt poetische Werk, in ihm mit zwingender Nothwendigkeit, um seiner selbst willen.“ Chamißo selber macht sich über die klügelnden Fragen nach seiner eigentlichen Intention lustig und deutet scherzhaft den Schatten als das Solide; und man könnte ernsthaft hinzusetzen, „er sei das Zeugniß des Soliden“, wenn man, wie Chamißo hier, an den Schatten für sich allein sich halten wollte, wem aber das Zeugniß des Soliden abgehe, dem fehle für die Welt das Solide selbst. — Was ist der Paß? — ein Signalement, ein Schattenriß, ausdrücklich als Zeugniß ausgesprochen, und Jedermann weiß, was der Mangel dieses Schattens — in früheren Zeiten wenigstens — für Unannehmlichkeiten nach sich zog, wenn man unter die Leute gerieth, welche darauf achteten. Es wäre aber zu speciell,

wenn man die ethische Bedeutung des fehlenden Schattens rein als Zeugniß des Soliden, um auf Chamißo's Humor einzugehen, aussprechen wollte. Ein sechster Finger, ja eine sechste Zehe, die man etwa nur weiß, gar nicht einmal sieht, ein Höcker, ein Zopf, wenn die Andern keine Zöpfe, und kein Zopf, wenn die Anderen welche tragen, eine zweirädrige Kutsche, wenn die gewöhnlichen Kutschen vier Räder haben, Alles dergleichen gibt Schlemihl'sche Unbequemlichkeiten, nach Gelegenheit ethische und gemüthliche Uebelstände.

Bei Besprechung des Schlemihl theilte Arnold Ruge Folgendes mit: „Mir erzählte ein Freund, er habe als Student in Berlin seinen Mantel versetzt. Darauf sei eine furchtbare Kälte eingefallen und für ihn, dem nur ein Leibrock zu Gebote gestanden, nun nicht sowohl der grimmige Frost, als das Bewußtsein unbequem, ja drückend geworden, unter allen Bemäntelten so abenteuerlich nackt einherzugehen. Er habe sich verstohlen an den Häusern hingeschlichen und tausendmal den Versatz seines Mantels verwünscht; ja er sei gar nicht ausgegangen, als zur höchsten Noth, um nur diesem Gefühl der Unvollständigkeit und Abenteuerlichkeit zu entgehen. Gerade damals habe er sich viel mit der Deutung des Schlemihl und überhaupt mit der verkehrten Manier, im Kunstwerk den allgemeinen Gedanken zu suchen, herumgeschlagen, bis er eines Tages einen Freund um seinen Mantel gebeten mit den Worten: „Borg' mir einmal deinen Schatten", bei welchem Ausdruck ihnen Beiden auf einmal die Wahrheit des Motivs im Schlemihl deutlich ge-

worden sei. Der Mantel aber habe zwischen ihnen fortan nur der Schatten geheißen. —

Wie es hier nicht gleichgiltig war, ob „der Schatten" versetzt oder gestohlen war; wie einer, der eigentlich standes- und ehrenhalber einen Mantel haben muß, wenn es 20 Grad kalt ist, sich gemüthlich sehr incommodirt fühlen wird, wenn er ihn versetzt hat, so gesteht auch Schlemihl durchaus nicht ein, wie er eigentlich um den Schatten gekommen ist, lügt vielmehr jedesmal, er sei ihm gestohlen oder durch eine Calamität, die er nicht verschuldet, abhanden gekommen. Obgleich nun übrigens Schlemihl eine unschuldige Haut ist, so beruht doch auf dem Umstande, daß er dem Teufel „nur ein Haar" freiwillig gibt, daß er ihm auch nur seinen Schatten verkauft, sich auf einen Handel mit ihm einläßt und von dem gewöhnlichen Wege der Welt zu den Gütern der Erde abweicht, — auf dieser leisen, sich selbst entschuldigenden Verschuldung beruht die glückliche Wendung der Dichtung, ihr fesselndes Interesse und ihr interessanter Verlauf. Das Verhältniß, welches Chamißo selbst zu dem Schlemihl hat, wird dadurch ebenfalls interessant. Hitzig selbst erzählt, Chamißo habe den Schlemihl geschrieben im Jahre 1813 in einer Zeit, wo die ganze deutsche Welt für eine große Sache sich bewaffnete. „Chamißo hatte nicht allein einen kraftvollen Arm, sondern trug ein wahrhaft deutsches Herz in seiner Brust und befand sich dennoch in iner Lage, wie unter Millionen nicht Einer. Denn es galt Kampf nicht für Deutschland allein, sondern auch

Kampf gegen ein Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Das setzte ihn in Verzweiflung. „„Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins““; so seufzte er oft. „Seine Freunde entfernten ihn aus Berlin und bereiteten ihm ein Asyl bei der gräflich Itzenplitzischen Familie zu Kunersdorf. Hier schrieb er in wenig Monaten den Schlemihl. Es kann nicht fehlen, daß er darin seine eigene Stimmung schrieb. Was fehlte ihm, was hatte er verschuldet? war es mehr als der verdienstlose Schatten, den alle Anderen vor ihm voraus hatten? Denn er war ja seiner Gesinnung nach ein Deutscher, aber nur von Geburt ein Franzose; und war es seine Schuld, daß nun plötzlich eine Zeit hereinbrach, die ein Wesen, welches bisher ein Schatten zu sein schien und nicht höher geachtet wurde, die Nationalität, das Volksthum, zum Stichwort machte und Jeden, der es nicht hatte, mit unerbittlicher Rohheit als einen paßlosen Auswürfling und Vagabunden behandelte? Man kann ein ehrenwerther Mann sein ohne dies Verhältniß; der Mensch und die Interessen des menschlichen Geistes, Wissenschaft und Kunst, die dem edlen Chamißo so sehr am Herzen liegen, rechtfertigen seine kosmopolitische Schattenlosigkeit; und bei seinem Freunde Hitzig und selbst bei dem teutonischen Fouqué war er so gut, wie Schlemihl bei seinem Freunde Chamißo gerechtfertigt. Das aber ist ein feiner Takt, daß er seinen Helden nicht ohne Schuld in die Calamität hineingerathen läßt, und wenn er sehr stark hervorhebt, wie wenig er vor seiner trüben Erfahrung den Werth

des Schattens gekannt, so ist es wohl kein Zweifel, daß auch hier wieder Chamißo seine eigene Erfahrung mit der doppelten, d. h. mit gar keiner Nationalität in der innersten Empfindung gegenwärtig gehabt. Will man nun von Chamißo's eigner Schuld reden, so ist sie augenscheinlich dieselbe, wie die seines Freundes Schlemihl, die Veräußerung einer Qualität, auf die er kein Gewicht legte, als er sie hingab, und um die gleichwohl kurz darauf Millionen zum Schwerte griffen. 1810 konnte er zurückkehren; 1813 trat der Nationalitätskampf ein. Chamißo hatte den Humor, auf sein Vagabundenbewußtsein zu bestehen, ja in das Botanisiren durch alle Zonen und Welttheile ausdrücklich die Versöhnung des Schlemihl mit seinem schlimmen Geschick zu setzen; auch dies ist aus seiner innersten Anschauung und Erfahrung geschrieben, und er bewies es kurz darauf durch die That. „Die erste Ausgabe der unvergleichlichen Erzählung", schreibt Hitzig, „erschien 1814 und hatte sich kaum zu Anfange des nächsten Jahres 1815 Bahn zu brechen angefangen, als der Dichter auf mehr als drei Jahre zu seiner Reise um die Welt, von der der Schlemihl eine merkwürdige Vorahnung enthält, Deutschland verließ. Schlemihl war der Abschiedsgruß an dies sein zweites Vaterland." Chamißo ist zurückgekehrt und hat seine Studien und seine Posieen gepflegt, wie Schlemihl der Anachoret, aber auch er gewann seinen Schatten nie wieder; er hatte aufgehört, Franzose zu sein, der Kampf der Deutschen und Franzosen war verraucht, und es wurde nicht mehr auf das

Franzosenthum pointirt, aber der Kampf um das Deutschthum, die Noth um die Leichtigkeit der Sprache in der Conversation (die ihm beim Schreiben so meisterhaft gelingt, wie deß der Schlemihl ein Zeuge ist) führte ihn nie zum vollständigen Ueberwinden. —

Noch wollen wir schließlich erwähnen, daß der historische Schriftsteller Friedrich Förster in „Peter Schlemihl's Heimkehr" (2. Aufl. 1849) eine Fortsetzung zum Schlemihl geliefert und der bekannte Dichter Ludwig Bechstein eine „kosmologisch-literarische Novelle: Die Manuscripte Peter Schlemihl's" (Berlin, 1851) geschrieben hat. Ein Mann, Namens Mendel aus Leipzig, besteht in Oberegypten in der Thebais durch eine Verkettung ganz wunderbarer Glücks- und Zufälle das seltsame Abenteuer der Auffindung der — in den Felsenkammern verborgen gelegenen — Manuscripte des Troglodyten Peter Schlemihl.

Tannhäuser und Genossen.

Geschniegelt und gebügelt, in Sammt und Seide, wie auf der Bühne im „Tannhäuser“ oder im „Troubadour“, stellt sich wohl manche unserer Damen heutzutage noch die alten deutschen Minnesänger vor. Aber weit gefehlt! —

An der gedachten irrigen Vorstellung sind jedoch zumeist auch diejenigen Literarhistoriker Schuld, die in ihren „Weihgeschenken für Frauen und Jungfrauen, denen es mit der allgemeinen Bildung Ernst ist“, behaupten, die sogenannten Minnesänger, die provençalischen Troubadours und die englischen Minstrels gehören zum größten Theile den höheren Ständen an, und seien Ritter, Grafen und Fürsten gewesen.

Nun aber wollen wir einmal den Stand und die pekuniären Verhältnisse dieser Spielleute — um 1270 wird der Sänger Heinrich von Tettingen am Bodensee „Spilmann“ genannt — näher bei Lichte besehen und namentlich betrachten, einmal, ob sie denn in der That den hohen und höchsten Ständen angehört oder nicht und ob sie dermaßen in der Glückswolle gesessen haben, daß ihr Leben ein sorgenloses und darum beneidenswerthes gewesen sei. — Sobald

ein Sänger an den Hof eines Fürsten kam, dem er sich nähern wollte, forschte er ihn mit einem Liede aus. War der Erfolg entsprechend, dann ertönte auch das vollere Lob (Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Pferde, Kleider, waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zu Theil wurde). Sie versäumten überhaupt keinen Anlaß, sich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Loblieder waren überall darauf berechnet. Die Milde, d. h. die Freigebigkeit, war ihnen der Fürsten erste Tugend. Wo ihnen nicht willfahrt wurde, machten sie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des Spottes. Sie warfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart. Mit dem Verfalle der Kunst nahm die Gemeinheit zu. Sie wurden trotziger und niederträchtiger zugleich.

Was ihre Lebensweise betrifft, unterscheiden wir zweierlei Klassen von Minnesängern, nämlich „seßhafte" und „fahrende", welch' Letztere, die Lyra im Arm, von Burg zu Burg zogen und ihre frischen, beim Weinkrug oder auf der Landstraße und nicht am warmen Kachelofen gemachten Lieder horchenden Rittern und Frauen vorsangen; es waren dies die Parasiten des Ritterthums.

Zu den „seßhaften" Minnesängern rechnen wir vor Allem den Kaiser Heinrich VI., regierte von 1190 bis 1197, sowie den unglücklichen König Konradin, von welchem sich nur ein paar Lieder erhalten haben.

Unter den sogenannten fahrenden Minnesängern treffen wir allerdings viele vom Ritterstande, aber meist arme, ja blutarme Schlucker.

So rühmt gerade der größte und nach Nithart reichste der Minnesänger, Walther von der Vogelweide, vom Kaiser Friedrich II.: „Der edle König, der milde König hat mich also versorgt, daß ich im Sommer Luft und im Winter Hitze habe.“ Wie viel Klafter Holz der Kaiser ihm geschenkt hat, sagt er nicht. Früher konnte er auch mit seinen Herren Collegen singen: „Ich kaufe stets bei der Höckersfrau — Da ist es denn gar theuer — Ich schmiege mich zum Ofen hin — Da brennt ein kleines Feuer. — Mein Holz, das kauf' ich nach dem Meß — Ich lauf' in eines Wagners Haus — Und trag' um einen Pfenning 'raus: — Also nähr ich mich heuer.“ —

Meister Kelin dankt in eigenen Lobliedern dem Volkmar von Kemnat (bei Kaufbeuern im bayrischen Schwaben), Kämmerer und Genosse Konradin's, für gute Aufnahme.

Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist, einer der liederreichsten Minnesänger, der bald als Königin Venus, bald als der aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt die Länder durchzog, erzählt: „Darauf ward ich Ritter, zu Wien, bei einer Hochgezeit (im J. 1222), die ich seitdem nimmer so schön gesehen habe: da war großes Ungemach von Gedränge. Der Fürst Leupold aus Oesterreich († 1230

zu St. Germano in Campanien) gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl. Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmannen, wohl tausend Rittern, gab der edle Fürst Gold, Silber, Roß und Kleider. Fünftausend Ritter aßen da des werthen Fürsten Brod, da war viel Turnei und Tanzes, und manches Ritterspiel: da waren die reiche Herzogin und ihre minnigliche Tochter, und manche gute Frau'n."

Große Dichterfreunde waren auch der Landgraf Hermann von Thüringen († 1216), die Grafen Konrad und Ludwig von Oettingen und der „biderbe" Graf Gottfried von Calw († gegen 1261). Die Minnesänger Steinmar, Reimar der Fideler, Geltar, Dietmar, Boppo, der Kanzler und so manche Andere klagen aber geradezu über drückende Armuth bei so reicher Kunst!

Außer den „armen Rittern" treffen wir auch Minnesänger aus den niederen und niedersten Ständen. So war der Minnesänger Barthel Regenbogen ein Schmied: „Ich Regenbogen, Ich war ein Schmied, auf hartem Amboß, gewann gar kümmerlich mein Brot, Armuth hat mich besessen." — Der Minnesänger Kanzler war „ein Fischer lang, zu Steiermark in dem Lande." Konrad von Würzburg war „ein Geiger klug." — Meister Stolb, „der war ein Balbirer gut." — Klingsor war ein Priester; Eberhard, aus dem Hause der Herren von Sax im Rheinthal, Kanton St. Gallen, war ein Predigermönch; Rudolf von Ems ein Mont-

fortischer Dienstmann und Biterolf der Landgräfin von Thüringen, Sophie von Brandenburg, Diener. Der Zürcher Hadloub scheint ein Oekonom, oder, wie man in Oberschwaben zu sagen pflegt, ein „lateinischer Bauer" gewesen zu sein.

Der israelitische Minnesänger Süskind von Trimberg (Unterfranken) trieb als alter Jude, die Brust mit dem weißen Bart bedeckt, — ungehört und verspottet die Burgen der stolzen Ritter meidend — von Thüre zu Thüre das übelbeleumdete Handwerk seiner Väter. Er sang übrigens schon in seiner Blüthezeit nur von den Vögeln des Waldes und den Blumen des Hains, da sich denn keine Dame von ihm ansingen lassen mochte! - -

Weit, ja sehr weit sind sie trotz alledem herumgekommen in der weiten Welt die meisten der Minnesänger, das muß man ihnen lassen; namentlich wenn man gar bedenkt, wie urdürftig die damaligen Verkehrsanstalten beschaffen waren: des Schusters Rappen, oder wenn's hoch kam, ein magerer Klepper, oder ein dahinfahrender Frachtfuhrwagen zwischen den Städten Venedig, Augsburg, Nürnberg, Braunschweig, Bremen u. s. w.; denn damals gab es noch keine Taxis'schen Reichsposten, höchstens schon sogenannte Metzgerboten, welche dadurch entstanden, daß man die Fleischer bei ihren Wanderungen zum Vieheinkauf als Boten benutzte. —

Die Lebensart dieser Poeten — und Poeten (Goethe und König Ludwig I. von Bayern ausgenommen) hatten

von jeher und zu allen Zeiten wenig oder keine Moneten — trieb eben viele der Sänger in weiten Landen um.

Furcht hatten sie im Mindesten nicht auf ihren Wanderungen, eben weil sie keine Baarschaft und keine Werthsachen mit sich führten, wie denn z. B. ein Sänger Hardeggen aus der Bodenseegegend (lebte zur Zeit des Kaisers Konrad IV.), der sich, wie er sagt, auf seiner Fahrt in Italien wenig aus dem Wetter macht, „es sei trocken, es sei naß, Als wie die Wasser fließen in den Landen, nicht fürchtet die Mörder, Als groß um ein Haar, Noch die Räuber auf den Straßen: Wisset das fürwahr!“ —

Ja weit waren sie herumgekommen. So hat gleich Walther von der Vogelweide der Lande viel gesehen. Von der Elbe bis an den Rhein und wieder bis in's Ungarland hat er sich umgesehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menschen Weise erkannt. Zu Oesterreich lernte er singen und sagen, des Kärnthner's Gabe hat er oft empfangen, er ist des milden Landgrafen von Thüringen Ingesinde. — Sodann berichtet der Spruchdichter Reinmar von Zweter († um 1270): „Vom Rhein so bin ich geboren, in Oesterreich erwachsen, Böhmen habe ich mir erkoren, mehr durch den Herren denn durch das Land.“ Der Montfortische Dienstmann Rudolf von Ems scheint auch viel umhergefahren zu sein: „Er starb in welschen Reichen“ (Italien). — Der Schenk von Limpurg klagt Minne in fremden Landen, durch Gebirge von der Geliebten getrennt (er war im Gefolge Konradin's jenseit

der Alpen). Uhland's Ballade „Der Schenk von Limburg" beginnt mit den Worten:

„Zu Limburg auf der Veste
Da wohnt ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf." —

Der Minnesänger Hiltpolt von Hohenschwangau gedenkt in seinen Gedichten der Kreuzfahrt in Syrien, von welcher er glücklich heimkehrte. Der besonders durch seinen „armen Heinrich" bekannte schwäbische Ritter Hartmann von Aue, Reinmar der Alte, der Ritter von Johannsdorf und der singende Bruder Wernher waren ebenfalls Kreuzfahrer. Sodann nahm der Minnesänger Friedrich von Husen aus dem Rheinthal am Kreuzzug Friedrichs I. und der bayrische Ritter Neithart von Reuenthal († zu Wien 1240) an dem Kreuzzug Leopold's VII. von Oesterreich Theil. Dieser fahrende Poet scheint neben seiner Minnesingerei eine Art von Lustigmacher oder Hofnarr bei den Herzogen von Oesterreich gewesen zu sein; wie er denn klagt, daß er, der daheim deutsche Bücher gelesen, jetzt um Futter und Gras umreiten müsse. Das scheint unter Anderem hervorzugehen aus dem Bruchstücke eines seiner Gedichte, wo er erzählt, wie er verstellt als Bettler in einer Herberge angekommen und die Bauern, die dem Neithart gehässig, ihn aber in der Verkleidung nicht erkannt, den vermeinten Pilger mit Versprechungen beredet, den Dichter, wo er ihm begegne, aus einer Büchse (pyxis) zu salben, die sie ihm übergeben. Er machte die Bauern nun betrunken, und als sie schlafend lagen, besalbte

er sie so reichlich, daß sie sechs Wochen unerträglich übel rochen und ihre Weiber sie von sich jagten. Als der derbe Spaß dem Herzoge erzählt wurde, ergötzte er sich so sehr daran, daß er ihm zum Danke ein Pferd schenkte.

Die nach diesem Dichter genannte eigene Gattung von Dichtungen, die sogenannten Neitharte, haben einen eigenen Charakter von Rohheit und oft wüster Härte, die als dem Bauernthum eigenthümlich angesehen werden müssen; sie sind, wie in dieser Hinsicht der Eulenspiegel ein rechter Spiegel des nordplattdeutschen Bauernwesens ist, in gleicher Weise der reine Abdruck der damaligen süddeutschen Bauernwirthschaft und höchst interessant für die Sitten dieser Zeit.

Der Sänger Konrad von Stoffel bei Hohentwiel im Hegäu gedenkt in seinem Heldengedicht Gabriel von Montavel Hispaniens, wohin er eine (damals viel gebräuchliche) Wallfahrt zum Grabe des heiligen Jakob von Compostella unternommen hatte. Der Minnesänger Graf Otto von Botenlauben zog im Jahre 1206 als irrender Ritter gegen Palästina und Cypern, von wo er sich als Gemahlin „die Perle des Morgenlands", Beatrix, eine Tochter Joscelin's III., Seneschall des Königreichs Jerusalem, holte.

Unter Allen am meisten hat aber Meister Tanhuser oder Tannhäuser, der bekannte Held des Venusberges und der Wagner'schen Oper geleistet. Der gute Mann hatte ganz und gar kein „Sitzleder"; zu Creta (jetzt Candia) hat er einen Sturm bestanden, in Jerusalem war er — so er-

zählt er selbst — Encolie im Kyperland ist ihm bekannt, in Normahja ist er gewesen, vor Antiochia (Syrien) kam er, bei dem von Oesterreich war er gesessen, er kennt die fünf Königreiche in Spanien, Aragonien, Kastilien, Leon, Navarra und Valencia, von Russen und Persern hat er viel vernommen, er weiß, wie Vienne hat der Legisten viel, zu Dolet will er nicht lernen von der Nigromanzie, er hat den Rhein bei Koblenz, die Tiber bei Rom, den Arno bei Pisa gesehen, und ruft endlich aus: „ich bin ein arbeitsamer Mann, der nicht bleiben kann, wann heute hier, morgen anderswo. Soll ich das immer treiben, deß muß ich oft sorgen, ob ich den Leuten nicht überdrüssig werde in schmutzigem Gewande.“ —

War nun Tannhäuser der weitgereis'teste, sozusagen der Ulysses der Minnesänger, so war er auch der unverschämteste Schmarotzer unter allen, der sich besonders gut auf das Almosenheischen verstand, ja er nahm sogar reicher Herren alte Wat, d. h. abgetragene Kleider und entblödet sich nicht, in einem besondern Gedichte die Fürsten seiner und der nächst vorhergegangenen Zeit bezüglich der Freigebigkeit zu mustern. Unter Anderem läßt er sich von einem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen sein Leid lindern, d. h. einen Zehrpfennig geben, und vom alten Herzog Welf VI., sowie von einem jungen Fürsten von Meran Kleider schenken. Und da nun die Spenden und Gaben der Großen später nicht mehr so reichlich fließen mochten, wie der Dichter wünschte, betrauert er in einem Klagelied, daß die rechte

Freigebigkeit mit den besten Fürsten und Herrn todt sei und er nur noch eine kleine Schaar solcher finde, die nach Lobe ringen, d. h. ihm selbst unter die Arme greifen; unter diesen nennt er namentlich den Meißner (Heinrich den Erlauchten). —

Auch die französischen Troubadours, dieses fahrende Volk von Dichtern, Sagern, Fidlern und Tänzern, die alle zusammen von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt und von Fest zu Fest zogen und ihre sogenannte „fröhliche Wissenschaft" ausübten, hielt reicher Besitzstand keineswegs in ihrem Eigenthume fest. So war zum Beispiel der Troubadour Raimon von Miraual ein armer Ritter von Carcasses; er hatte nur den vierten Theil eines kleinen Schlosses. Und doch war er bei all' seiner Armuth so übel nicht daran, denn die schöne Gabe, seine Lieder singend vorzutragen, machte ihn bei dem edlen Grafen von Toulouse so beliebt, daß er ihm Pferde und Kleider und Harnisch und Waffen schenkte und Alles was er nothwendig hatte. Und es war keine Dame von Bedeutung in der ganzen Provence (die mit Recht das Land der Dichter und der Dichtkunst hieß), die nicht gewünscht hatte, daß er ihr zugethan werde, denn er wußte sie Alle zu ehren und einzunehmen wie kein anderer Mensch, weswegen keine Frau sich geehrt und gepriesen hielt, wenn sie ihre Freundschaft und ihr Wohlwollen dem Raimon nicht zugewendet hatte.

Indem nun die Minnesänger, in aller Herren Ländern herumziehend, ihre Dichtungen allwärts ausstreuten, wurden

sie so die Vermittler des allgemeinen Ideenverkehrs der Nationen; auch brachte es hinwiederum die Sitte und Lebensart der Zeit mit sich, daß sie bei Gelegenheit mit dem Volke und seinen verschiedenen Ständen in Berührung kamen. „Wie emsig", sagt Wackernagel, „mögen die fahrenden Sänger, z. B. aus der Schweiz nach Deutschland, aus Deutschland nach der Schweiz gewandert sein, und mündlich und schriftlich neue Lieder aus der Heimath mit sich gebracht, neue dagegen umgetauscht haben! In der That, dieser Vertrieb neuer Erzeugnisse der Poesie war lebendiger, freudevoller, erwecklicher, als bei all' seiner Schnelligkeit der trockene Weg des heutigen Buchhandels."

Wenn die Minnesänger wohl selten bei den großen öffentlichen Feierlichkeiten, den Turnieren und Ritterspielen fehlen mochten — bei den prächtigen Höfen zur Pfingstzeit fanden sie sich sogar jedesmal von Amtswegen ein — so fehlten sie erst recht nicht bei den seinerzeitigen Brunnenfahrten des lustigen Volkes, „reizende Bälle bei Mutter Grün", würde heutzutage der echte Berliner sagen.

Ad vocem „Bälle" kamen Tanzbelustigungen unter diesem Namen erst im 14. Jahrhundert auf; Hofbälle in Paris seit 1515; 1562 war zu Trident ein Ball zu Ehren Philipp II. während der Kirchenversammlung. Maskenbälle führte Katharina von Medicis 1533 am französischen Hof ein. In England waren sie besonders von 1510–1546 unter dem Scheusal Heinrich VIII. Mode. Opernbälle werden in Paris seit 1740 gehalten. Doch zurück zu unsern

„Brunnenbällen“. So der Monat Mai — erzählt uns ein altes Spruchbuch — mit seinen Kräften bringt, daß aus dürrer Erde springt grünes Gras und lichte Blüthe, daß alles in frischem Kleide steht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all' ihrem Ingesinde Brunnenfahrten zu Wald gemacht, schöne Gezelte werden außen im Grünen bei der frischen Quelle aufgeschlagen, mancherlei Kurzweile wird vollbracht von Rittern, Knechten und den Frauen, mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen und umwandeln je zwei und zwei mit Armen schön umfangen: jeder findet in der Aue, wornach er sich gesehnt bis zum Tag der Brunnenfahrt.

Auch das Volk in Städten und Dörfern nahm Theil an dieser Frühlingslust, und wie das Summen der Mücken, die im Sonnenstrahle spielen, so ging das fröhliche Jauchzen über alle Land.

„Wonne bringt der Mai“, sagt der Sänger Konrad von Landegg, Schenk von St. Gallen, „seine Ankunft will frommen, daß manch' Reihen wird gesungen, da die Blumen dringen durch das Gras.“ Das lustige Volk eilte dann zur Linde, gar schön am Walde huben sich die Tänze; einer schlug eine Art Castagnetten; „und Alles fleißet sich der Tänze.“ Ein Vortänzer mühte sich den Tanz durch das Gedränge zu führen. Der Vortanz wurde denn auch häufig ein Gegenstand des Wettstreites unter dem rüstigen jungen Volke, und wem es damit gelungen, sich zum König der Tageslust aufzuschwingen, der trat stolz, besonders im sogenannten Oster-

spiel, in die Mitte des freudigen Tumultes, mit einem langen Schwert, ziemlich breit, auf dem Haupte den Hübelhut, und wer von den Nebenbuhlern den Tanz zu stören unternahm, mußte sich Stöße mit dem Schwertesknopf gefallen lassen.

Für die Mädchen waren diese Zusammenkünfte besonders die erwünschte Gelegenheit, das stille Leben einmal austoben zu lassen, und ihre Liebeshändel anzuknüpfen und durchzuführen. Darum singt der Tanhuser selbst in einem Tanzliede: „Mit mir sollt ihr kommen auf den Anger, da man die Jungen sieht mit Scharen ziehen, da sind der Kinder, vor denen man flöten und geigen muß. Wo ist nun die Gute, mit ihrem Pfauenhute, dieser vergeß' ich nimmer, sollte ich leben immer. Bei der Linden soll man mich finden, uns bei schönen Kindern, da sollen wir singen und springen."

Eben darum waren übrigens auch den Müttern diese Fahrten gar häufig ein Aergerniß, und in vielen Scheltliedern, die darüber zwischen ihnen und den Töchtern sich erhoben, suchen sie ihnen diese Gänge zu untersagen, und stellen es öfters als den eingerissenen Mißbrauch loser Zeiten vor, da die alte strenge Sitte nichts davon gewußt. So beginnt in einem solchen Wechselliede die Tochter: „Nun wohlauf zum Reigen in den Wald, die Sommerwärme ist gekommen in das Land" Das Mädchen fragt dann nach seinen Kleidern, die Mutter aber hält sie verschlossen und setzt hinzu: „Ich kam niemals zu reigen; es war hievor

unanständig, das nur Mägde thaten, daß sie zum Walde liefen zu reigen wie die Knaben." — Darüber zürnt die Tochter: „Manche kam nicht zum Reigen, die doch daheim gewährte, um was sie irgend ward gebeten." — Die Mutter entdeckt ihr nun, wo in der Kiste die Kleider seien. Geputzt und mit dem Schleier geschmückt ging's nun zum Maienfest: da hub sich mannigfaltiger Reigen vor dem Walde in dem Thale. Die Mädchen warfen auch den Ball. Walther von der Vogelweide sagt: „Seh ich die Mägde an der Straße den Ball werfen, so kommt uns der Vögel Schall." Dieses Ballwerfen wechselte mit dem Tanze ab.

Besonders waren die Feiertage zu solchen Festen ausersehen und überhaupt am Abend, wenn die liebe Feierstunde nach des Tages Arbeit kam, ging der Tanz quer über die Straße. Die Tänze wurden gesungen: der Reigen war eine eigene Gattung von Liedern, die abgetanzt wurden. Die Verfasser und Verbreiter dieser Lieder waren die Minnesänger. So sagt Konrad von Würzburg am Ende eines solchen Liedes: „Diesen Tanz hat Euch gesungen, Kunze da von Wirzeburc." Und der Schenk Ulrich von Winterstetten, ein fruchtbarer und fröhlicher Minnesänger und nebenbei ein gefährlicher Mädchenfänger, sagt: „Ich gedinge (hoffe), der ich singe, daß sie lerne, doch viel gerne diesen Tanz: Frauen nun singet und dringet, hübsche Tritte." Nachdem der Reigen also in kurzem eiligem Takte bis zur Genüge fortgeschritten, endet er: „Ihr seid müde, dünket mich, es ist sehr erfreulich, schreiet alle Heia hei, nun ist die Saite ent-

zwei." Die begleitende Melodie, einfach wie die Dichtung, hat sich wohl zum Theil in noch lebenden Volkstänzen aufbewahrt.

Die Minnesänger sind ferner die Verfasser der vom Volke gesungenen sogenannten Wächter- oder Taglieder, d. h. solcher Lieder, worin der Wächter, welcher den Tag anruft, als Warner der Liebenden erscheint.

Jedes Zeitalter hat seine eigene Anschauung und eine derselben gemäße Lebensart. Und so erklärt sich die in diesen Tagliedern gebräuchliche Sitte, welche mehr oder weniger an den heutzutage noch in der Schweiz existirenden sogenannten Kiltgang gemahnt. Das einsame Wohnen auf den Schlössern nämlich mitten im Walde und auf Bergeshöhen, beim Mangel so vielen Zeitvertreibs, den mancherlei Bildung den Späteren gewährte, mußte den Frauen, trotz der anspruchslosen Einfalt ihrer Lebensweise, wohl mitunter große Langeweile verursachen, die bei der Prävalenz physischer Kräfte und den freien Sitten der Zeit in Liebesabenteuern die beste Abwehr fand. Die glückliche Liebe ruht sorglos, außen aber späht „die Merke", gewissermaßen das öffentliche Gewissen und diese viel gescholtenen Schwätzer oder Klaffer ruhen nicht, wie eine geheime Polizei, alle Fußtritte belauschend. Da steht dann der Wächter warnend, weckend, das Tageslicht meldend in seinem Kasten und hütet die Liebenden vor Unfall und übler Nachrede. So sind die vielen noch vorhandenen Wächterlieder entstanden, welche, obgleich deren Kreis nur auf den Ritterstand beschränkt er-

scheint, dennoch vom Volke willig aufgenommen und — ein unverwüstliches Gemeingut desselben — fortgesungen wurden.

Und solchermaßen wurden die Minnesänger durch ihre zum eigentlichen Volksgesang gewordenen Minne-, Tanz- und Scherzlieder die lebendigen Liederbücher ihrer Zeit und die besten Colporteurs ihrer eigenen Poesie-Erzeugnisse. Ihr fröhliches Motto, so heute wie morgen, hieß vom Rhein bis an den Jordan: „Frühlingslust — Blumenduft — Maientanz!“ —

Karoline von Günderode.

Das unglückliche Lebensende der Dichterin Karoline von Günderode ist aus Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde" bekannt.

Die Dichtungen der Armen, die sich selbst den Tod gab, sind längst vergessen. Die Ursache, weshalb eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der deutschen Literatur so wenig bekannt ist, mag hauptsächlich darin liegen, daß bisher weder eine vollständige Gesammtausgabe ihrer Schriften *), noch eine ausführlichere Beschreibung ihres Lebens erschienen ist. Auch von den Literarhistorikern wurde die Günderode entweder gar nicht oder doch nur sehr flüchtig berührt. Und doch sollte eine so edle, hochbegabte und tief elegische Dichternatur nicht einer unverdienten Vergessenheit anheimgegeben bleiben, denn sie enthüllt in ihrem Dichten eine glühende Phantasie, zarte Empfindung, reine Gesinnung, eine wahr-

*) Die von Götz (Mannheim 1857) herausgegebene Gedichtsammlung ist nicht vollständig. So fehlt in derselben z. B. die im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für das Jahr 1806 erschienene dramatische Skizze „Nikator".

haft schöne Individualität, eine durch tiefen Ernst und inneren Schmerz der Seele durchgebildete und geläuterte Poesie.

Friederike Louise Maximiliane Karoline von Günderode, am 11. Februar 1780 zu Karlsruhe geboren, war die älteste Tochter des 1786 im 31. Jahre seines Lebens verstorbenen markgräflich badischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsraths, auch Ephorus des Gymnasiums zu Karlsruhe, Hector Wilhelm Freiherr von Günderode, genannt von Kellner, und der Freiin Henriette Friederike geb. von Günderode von Graß. Der Freiherr H. W. von Günderode, geboren zu Hanau am 16. Juli 1755 — wo sein Vater hessen-kasselscher Geheimrath und Oberamtmann war — hatte sich während seiner kurzen Lebenszeit als geschätzter, äußerst thätiger Historiker, Numismatiker und hochgeachteter Staatsbeamter, sowie als edler Mensch ausgezeichnet.*)

Die Günderode'sche Familie stammt aus altadeligem Geschlecht, wie denn schon Kaiser Rudolf II. in dem Freiherrnbrief für Heinrich von Günderode vom Jahre 1610 „gnediglich angesehen, wahrgenommen und betrachtet das Uhralte adelige Geschlecht und Weesen darinnen unnser und des Reichß lieber getreuer Heinrich von Güntherodt Ritter und Obrister, und seine Vor-Eltern viel lange Jahr in Ehre, stattlichem Ansehen und Vermögenheit Herkomen sein."

Ueber den Charakter des Kammerherrn H. W. von

---

*) Versuch in Idyllen von H. W. von Günderode. Karlsruhe, Mich. Macklot 1771.

Günderode finden wir in der von ihm selbst angefangenen, von seiner Gattin vollendeten Biographie (s. H. W. von Günderode, genannt von Kellner, „Sämmtliche Werke. Herausgegeben von E. L. Posselt, Leipzig 1787") unter Anderem folgende beachtenswerthe Aeußerung: „Nur von mir hängt mein Glück ab. Je mehr ich die goldenen Ketten kennen lerne, womit der Hof und die falsche Ehre ihre Anhänger fesseln, desto brünstiger sehnt sich mein Herz nach dem Glück der Freiheit. Forderte es meine Familie nicht, wünscht' ich nicht bloß der Meinigen wegen meine Umstände zu verbessern — gern würde ich immer noch würdigen Fürsten dienen, aber keinen Augenblick länger in ihren Diensten sein, sondern unabhängig und in Ruhe mir selbst leben." — Und seine Gattin schrieb über ihn: „Gutmüthig gegen Jedermann, hatt' er doch nur wenige Freunde in dem heiligern Sinn dieses Worts, aber diesen ergab er sich ganz. In ihrer Gesellschaft verlor sich oft sein natürlicher Ernst in die fröhlichste Laune; niemals aber sah ich ihn heiterer, als wenn er von Tod und Unsterblichkeit sprach. Dann war er ganz Feuer und jedes Wort zeugte von dem großen Vorgefühl, das er von dem Zustande hatte, in den er so früh versetzt wurde. . . . In großen Gesellschaften war er mehr Beobachter als Selbstsprecher, und wenn er sprach, so geschah es allemal mit der äußersten Behutsamkeit. Eben deswegen hielten ihn viele für finster; wer ihn genauer kannte, war vom Gegentheil überzeugt. Nichts beleidigte ihn mehr, als die in so vielen Cirkeln eingerissene Sucht

über andere — oft arm genug — zu spotten. Mit großem Eifer nahm er dann die Partei des Persiflirten; trieb man die Sache zu weit, so ging er ärgerlich aus dem Zimmer. Ebenso behutsam und ebenso bescheiden war er in seinem Urtheil über fremde Handlungen. „Man kennt", sagte er, „nicht immer die eigentlichen aber geheimen Triebfedern derselben; denn das, was in die Augen fällt, ist meist das wenigste. Auch glaubt mancher mit der vollsten Ueberzeugung gut zu handeln, und handelt übel, weil er nicht Scharfsinn genug hatte, die Folgen seiner Handlung vorherzusehen."...

Noch in dem Todesjahre ihres Mannes verlegte die Wittwe mit ihren fünf Töchtern und einem Sohne (geb. 25. April 1786)*) ihren Wohnsitz nach Hanau. Hier im Kreise ihrer in der schönsten Jugendblüthe ihr vorangegangenen Schwestern Louise (geb. 1781), Wilhelmine (geb. 1782), Charlotte (geb. 1783) und Amalie (geb. 1784) und unter der Fürsorge ihrer so schönen als geistreichen Mutter verlebte Karoline ihre Jugendzeit.

„O dreifach selig Loos, wohl dem, dem du vergönnt,
Der in der Seinen trauten Mitte glücklich ist!"

In ihrem 18. Lebensjahre wurde Karoline in das adelige Kapitel von Kronstadt und Hynsperg zu Frankfurt am Main als Stiftsdame aufgenommen.

„Lebt wohl! Das Schicksal ruft auf and're Pfade!
Lebt wohl, ihr theuren, himmlischen Gestade!"

---

*) Starb am 21. März 1862 als Schöffe und Senator zu Frankfurt a. M. Von 1837 bis 1856 Präsident des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde daselbst; 1861 älterer Bürgermeister.

Karoline war eine zarte Lichtgestalt, freundlich wie die scheidende Sonne, schlank und braun; der Blick ihres blauen Auges frisch und leuchtend. Sie sprach sanft, still und bewegt, lächelte wie ein Kind und wie sanfter Wogenschlag kam ihre Heiterkeit aus der Tiefe ihres Innern an die Oberfläche des Lebens. Noch war ihre Seele ruhig, ihr Vertrauen fromm; sie lebte nur in Traumgefühlen. „Wenn es dunkel wurde und Schatten alle Augen verhüllten, dann wurden die meinigen erst hell; vielerlei Bilder gingen an mir vorüber; sie kamen, ich wußte nicht woher, sie gingen, ich wußte nicht wohin.“ Doch ihr Geist entwickelte sich und sie verfolgte den gefährlichen Weg des Wissensdrangs. „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist wallfahrtet auf Erden!“ Außer den Geschichtsbüchern des Alterthums waren Mythologie, Pindar's Oden, die Briefe des jüngern Hemsterhuis, Schleiermacher's „Monologen“, Schelling's Naturphilosophie, Hölderlin's und Goethe's Dichtungen, vor allen aber Ossian ihre Lieblingsstudien.

Früh schon entkeimten ihrem dichterischen Talent schöne Blüthen. „Dichten in jedem Herzensdrang hat mich immer neu erfrischt, ich war nicht länger gedrückt, wenn ich mein Verstummen konnte erklingen lassen. . . . Ich suche in der

Poesie wie in einem Spiegel mich zu sammeln, mich selber zu schauen, und durch mich durchzugehen in eine höhere Welt, und dazu sind meine Poesien die Versuche." . . . Ihre Phantasie umfaßte vor Allem die Natur als die geistnährende Mutter. „Der Geist strömt in die Empfindung und die geht aus Allem hervor, was die Natur erzeugt. Der Mensch habe Ehrfurcht vor der Natur, weil sie die Mutter ist, die den Geist nährt mit dem, was sie ihm zu empfinden gibt."

Die Natur, vom Gottesgeist belebt, ist das einzig Ewige:

„In ew'ge Strahlen kleidet sich die Sonne
Und ohne Wandel ist der Sterne Licht;
Olympos Höhen steh'n in ew'ger Bläue,
Die Götter ewig in der Schönheit Schaun.
Unwandelbar ist alles Wahre, Schöne,
Ist alles, was von göttlicher Natur.
Im Himmlischen ist ewiges Bestehen;
Die Flamme, die ein Gott entzündet, glüht,
Wenn alle ird'schen Gluthen auch verglimmen.
Denn die entzündet, was vergänglich ist;
Und solche Liebe will ernähret werden
Und neu erzeugt durch Hoffen oder Furcht.
Doch sieh die Sonne! Ewig aus ihr selber
Und ohne Wandel quillt ihr Feuermeer."

Es war für sie ein unergründlicher Zauber, die Bergeslüfte, die Geister der Kühle im Spiel ihres frischen Hauches zu verfolgen:

„Es ist der Thau schon gänzlich aufgezehret,
Die leichten frischen Lüfte sind verscheucht.
Sie schlüpfen flüsternd nur durch diese Wipfel

Und flüchten zu den dunkeln Grotten hin;
Dort spielen sie mit klaren Felsenquellen
Und baden in des Springbrunns Boden sich.
Dort ist ihr Reich in ewig frischer Kühle.
Von Phöbus' heißen Pfeilen unverletzt;
Dort flüstern sie der Liebe Melodien
In keuscher Oreaden Felsenohr.
Verborgen so entfliehen sie der Sonne,
Den Tag verweilend in der Klüfte Nacht.
Doch hat sich Helios zum West gewendet,
So schlüpfen sie aus ihrer Einsamkeit,
Und wandern hin und wieder durch die Erde;
Und selbst die starken Eichen beugen sich,
Die Wolken müssen ihren Spielen dienen
Und ihrer Herrschaft unterwerfen sich."

Ein gleich tiefes Gefühl wohnt auch der Dichterin inne für das Grauenhafte, Schauerliche und Entsetzliche in der Natur:

„Auch solche Kräfte muß das Weltall haben,
Das ruhige Bestehen frommt ihm nicht;
Wenn statt der Erde Kinder zu erlaben,
Zerstörung aus dem Schooß der Wolken bricht,
Wenn sich am Strand erzürnte Wogen brechen,
Des Feuers Gluth der Erde Schooß zerwühlt,
Wenn laute Donner durch die Lüfte sprechen
Und Schmerz, Entsetzen jede Brust erfüllt;
Dann stürzen ein die engen Schranken,
Verschlungen wird die alte Welt;
Doch von dem schöpf'rischen Gedanken
Wird eine schön're hergestellt.

Von der Günderode war unter dem Pseudonym Tian zuerst 1804 ein Bändchen „Gedichte und Phantasien" erschienen; bald darauf „Udohla", in zwei Acten; „Magie und Schicksal", in drei Acten; ferner 1805 ein Bändchen

„Poetische Fragmente", enthaltend „Hildgund" (Walther von Aquitanien), eine dialogisirte Geschichte, „Piedro", „Die Pilger", und „Mohammed, der Prophet von Mekka", ein Schauspiel mit Chören. (S. „Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von O. F. Gruppe." Berlin, Reimer. Enthält nur ungedruckte Gedichte von bereits Verstorbenen; eins von Karoline von Günderode.)

Im Mai 1805 wurden die „Poetischen Fragmente" im „Freimüthigen" folgendermaßen angekündigt: „Tian's erstes Erscheinen erregte zu sehr die Aufmerksamkeit des kunstliebenden, des edeln gebildeten Publicums (selbst seine Tadler sprachen mit Bewunderung von dem geist- und kraftvollen Kopfe mit dem tiefsten, innigsten Gefühle vermählt), als daß wir nicht eilen sollten, diese neuen Früchte der Muse des herrlichsten Gemüthes dem Publicum bekannt zu machen. Wir geben ihnen keine Empfehlung mit, als daß sie von Tian sind. Voltaire und Goethe dürfen sich des Rivalen nicht schämen; sollte er auch gegen sie verlieren, so verliert er mit Ehren."

Nach Savigny, dem berühmten Rechtsgelehrten, einem Freunde der Günderode, soll sogar in Paris eine Uebersetzung vom „Tian" veranstaltet worden sein.

Im Mai 1806 begab sich Karoline von Günderode von Frankfurt am Main zu ihrer Freundin Nees auf ein Landgut bei Würzburg und Anfangs Juni desselben Jahres zu der ihr befreundeten Familie Mertens in den Rheingau. Von der in der Handelswelt angesehenen und weitverbrei-

teten Familie wohnte damals ein Mitglied, der ledige Handelsherr Josef Mertens, zu Langenwinkel im herzoglich nassau'schen Amt Rüdesheim, in stiller Verborgenheit. Gleichzeitig mit der Günderode lebte früher schon ihre Freundin Bettina von Arnim öfters zu Langenwinkel bei ihrem Bruder Franz Brentano, in dessen Landhause berühmte Männer, wie Bischof Sailer von Regensburg, Goethe, Friedrich Karl von Savigny, gern zu verweilen pflegten. *)

Bettina! Günderode! Fröhlich zieht ihr hinaus, um die Blicke in die klare Spiegelfläche des Rheins zu senden, wo der deutsche Genius seine süßesten Erinnerungen birgt! Ihr grüßt die bunte Welt um euch, wie einst an dem heimathlichen Ufer des Main. Ihr träumt euch Paradiese zurück und preist den schützenden Engel, der euere Tugend bewachte und euch wieder vereinte.

Mit einem tiefen, beschaulichen Naturgefühl vereinte sich bei der Günderode ein lebhafter, sympathischer Sinn für großherzige Freundschaft. Sie schrieb an Clemens Brentano: „Sagen Sie nicht, mein Wesen sei Reflexion oder gar, ich sei mißtrauisch — das Mißtrauen ist eine Harpye, die sich gierig über das Göttermahl der Begeisterung wirft und es besudelt mit unreiner Erfahrung und gemeiner Klugheit, die ich stets jedem Würdigen gegenüber verschmäht habe."

*) S. Bettina von Arnim, „Die Günderode" (2 Bde., Grüneberg 1840); ferner „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (3 Bde., Berlin 1835).

So schwungvoll auch dies Zutrauen, die Neigung zum reinen Anschmiegen an das Edle und Große sich kundgab, erscheint es doch nur als Ahnung und Vorgefühl jener Liebe, die für ihre Seele der glühendste, subjectivste Ausdruck der Sehnsucht nach dem Unendlichen war.

Bald aber gewann diese unbestimmte und doch entschiedene Neigung, diese glühende Sehnsucht einen Anhaltepunkt. Das Gemüth der Dichterin ward von unmittelbarer leidenschaftlicher Liebe ergriffen, die von keiner andern Empfindung als der Liebe selbst bedingt war; eine Liebe von der Art, wie sie für phantasievolle Seelen gefährlich ist und weder von Zeit noch Raum, noch andern Lebensbeziehungen angefochten oder gar ausgelöscht werden kann.

Ihr Herz hatte gewählt, ehe es sich des Wahlrechts bewußt war.

Ueber ihr Verhältniß zu dem Philologen, später Geheimen Hofrath Georg Friedrich Creuzer (geb. 1771 zu Marburg, von 1804 bis 1858 Professor zu Heidelberg), für den sie ein so lebhaftes und dauerndes Interesse hegte, theilt H. Voß in einem Briefe an Frau von Wolzogen (Heidelberg 1806) folgende nähere Nachrichten mit. „Zwei Jahre sind's, als das Fräulein von Günderode den hiesigen Professor Creuzer kennen lernte; seine Liebenswürdigkeit fesselte ihr Herz, die Reichhaltigkeit seines Geistes gab dem ihrigen Nahrung, sie ward seine Freundin; beide traten in Correspondenz mit einander und theilten sich mit, was sie für einander empfanden. Unter den Gedichten, die mit dem

Namen „Tian“ herausgekommen sind, befinden sich mehrere, die diesem Verhältniß ihren Ursprung verdanken; mehrere dieser Gedichte hat Creuzer in seine „Studien“ („Studien“, herausgegeben von Daub und Creuzer; 6 Bde., Frankfurt und Heidelberg 1805 bis 1810) aufgenommen. Die Tian soll oft erklärt haben, nichts als der Tod könne sie von Creuzer und dem Besitz seines Herzens trennen.*) Aber Creuzer hemmten traurige Fesseln; er lebt schon viele Jahre an der Seite einer Frau, die er nicht aus Liebe, sondern aus Achtung und aus Dankbarkeit für mütterliche Krankenpflege geheirathet hatte.**) Sie ist fast zwanzig Jahre älter als er. Seit seiner Bekanntschaft mit Tian ist das Glück dieser Ehe gestört; Mann und Frau leben sehr gespannt mit einander und erscheinen nie zusammen in Gesellschaft. Creuzer verlangt Ehescheidung und seine gutherzige Frau, die ihm ein glücklicheres Loos wünscht, als sie ihm zu geben im Stande ist, ergibt sich mit Demuth in seinen Willen. In der Mitte dieses Sommers fällt Creuzer in ein Nervenfieber, seine Frau verpflegt ihn mit aller ersinnlichen Treue und kommt ihm besonders in den Tagen, wo sein Leben in Gefahr steht, nicht von der Seite. Diese Anhänglichkeit und durchaus uneigennützige Liebe rührt Creuzer; er fühlt sich im Herzen schuldig; er beschließt, sich von Tian loszu-

*) „Und in dem Freunde hab' ich mich gefunden,
Denn meiner Liebe Heimath ist sein Herz.“

**) In seiner Selbstbiographie sagt Creuzer: „Ich heirathete im Jahre 1799 Sophie Leske, geborene Müller aus Leipzig, Wittwe des verstorbenen Professors Leske in Marburg.“

reißen und seiner Frau die alten Ansprüche an seinen Besitz wiederzuschenken. In den ersten Tagen des wiederkehrenden hellen Bewußtseins versammelt er seine Freunde um sich, erklärt ihnen feierlich, seine Seele habe vor Gott gestanden, jetzt erschienen ihm seine irdischen Verhältnisse in einer ganz andern Gestalt; er wolle in ihrer Gegenwart seiner Frau das ihr widerfahrene Unrecht abbitten. Karl Daub, der Heidelberger Theologe, erhält den Auftrag, den Lossagungsbrief an Tian oder an eine Freundin der Tian zu schreiben; Creuzer fügt die Bitte hinzu, man solle ihm nie von der Wirkung dieses Briefes etwas mittheilen; ihr Name solle nie wieder über seine Zunge kommen, noch in sein Ohr dringen. Daub schreibt hierauf an eine Freundin der Tian, die auf einem Landgute wohnt. Der unglückliche Brief, der an die Freundin adressirt ist, fällt der Tian in die Hände. Sie, ohne etwas von dem Inhalte zu ahnen, erbricht ihn, liest ihr Schicksal und die Warnungsworte am Schlusse des Briefes: „Hüten Sie die Günderode vor dem Rhein und vor Dolchen!“ gaben ihr wahrscheinlich das Mittel an die Hand, es auszuführen. Mit großer Fassung schreibt sie einige Briefe und ißt dann zu Abend in Gesellschaft von mehreren Personen. Nach dem Essen ruft sie ihrer Freundin mit großer Heftigkeit „Gute Nacht“ zu und eilt dann mit eiligen Schritten einem Garten zu, der am Rhein liegt. Man hat hieraus kein Arg, denn es war ihrer Gewohnheit gemäß, vor dem Schlafengehen noch einen Spaziergang zu machen. Als sie aber um 11 Uhr (am 26. Juli 1806)

noch nicht heimgekehrt ist, fängt die Freundin an, unbeschreiblich bange zu werden. Das ganze Haus stellt Nachsuchung an; vergebens. Erst am andern Morgen um 10 Uhr findet man den Körper, durch drei Dolchstiche entseelt, und das Todesinstrument neben ihr liegend. Um den Leib hat sie mehrere mit Steinen angefüllte porzellanene Schalen festgebunden gehabt, wahrscheinlich um sich im Fall der Noth noch zu ertränken und des Untersinkens gewiß zu sein. Dies ist die Geschichte der unglücklichen Tian. Ich habe sie, ohne zu richten, erzählt. Ein edles Gemüth ist zu Grunde gegangen. Die Freundinnen der Tian behaupten einstimmig, sie habe länger nicht leben können. Creuzer ist genesen; er ist der Einzige in der ganzen Gegend, der vom Schicksal der Tian noch nichts weiß und, wenn das Bestreben seiner Freunde gelingt, auch nichts erfahren soll. Gott gebe es, denn er überlebt sie nicht, sobald er erfährt, wie sie ihm vorhergegangen!"

Unter den Gedichten der Tian sind mehrere, besonders „Ariadne", welche eine furchtbare Ahnung ihres eigenen Schicksals enthalten.

Ariadne auf Naxos.

Auf Naxos Felsen weint verlassen Minos' Tochter;
Der Schönheit heißes Fleh'n erreicht der Götter Ohr.
Von seinem Thron herab senkt Kronos' Sohn die Blitze,
Sie zur Unsterblichkeit in Wettern aufzuzieh'n.

Poseidon, liebentbrannt, eröffnet schon die Arme,
Umschlingen will er sie mit seiner Fluthen Nacht.
Soll zur Unsterblichkeit nun Minos' Tochter steigen?
Soll sie, den Schatten gleich, zum dunkeln Orkus gehn?

Ariadne zögert nicht, sie stürzt sich in die Fluthen:
Betrog'ner Liebe Schmerz soll nicht unsterblich sein!
Zum Götterloos hinauf mag sich der Gram nicht drängen,
Des Herzens Wunde hüllt sich gern in Gräber Nacht.

Goethe gedenkt auf seiner Reise im Rheingau, Herbsttage 1814, der Freundin mit den Worten: „Man zeigte mir am Rhein, zwischen einem Weidicht, den Ort, wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und theilgenommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Local jederzeit erregt, wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallenstein's und seiner Gefährten uns umschweben."

Auf dem Kirchhofe zu Winkel im Rheingau liegt Karoline begraben. Tritt man von der Straße herauf über die sieben Stufen der breiten Treppe auf den freundlich angelegten Vorplatz der Kirche zu Winkel und wendet sich dann rechts, so gelangt man an die Stelle, wo zwischen dem äußersten Ende des Kirchenchors und der Umfangsmauer des Todtenhofes nur ein schmaler Raum übrig ist. Von dieser Stelle aus schaut das Auge zunächst das lieblich geformte Taunusgebirge und, gleich einem Edelstein in goldenem Ringe, das Schloß Vollrath, das eine halbe Stunde vom Rhein entfernt ist. Vollendet der Blick seinen Kreislauf zur Linken, so sieht er dort, wie auf einem Vorgebirge des Taunus, den mit einem reizenden Schlosse gekrönten Johannisberg. Aber unmittelbar vor den Füßen des Wanderers liegt ein Gottesacker. Blumen, Stauden und Bäumchen

vereinigen sich unter den Händen liebender Freunde, um aus dieser Stätte ein Saatfeld der Hoffnung zu machen. Dort nun, wo der Wanderer steht, zu seiner Rechten, nur zwölf Fuß von der Kirche und dem Hochaltar derselben getrennt, ist mit einigen eisernen Haken an die graue Umfangsmauer angeheftet eine schwarzgraue Sandsteinplatte, etwa vier Fuß hoch. Man sieht, sie war bestimmt, in die Mauer eingelassen zu werden; sie steht jedoch mit dem Fuße im Boden, mit dem Rücken an der unbeworfenen Mauer. In lateinischen Buchstaben, in fortlaufenden Linien ohne Unterbrechung, trägt der graue Stein folgende kaum noch leserliche Grabschrift:

„Erde, du meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt und ich gehe
Zur andern Welt, euch gerne verlassend. Lebt wohl denn,
Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!"

Die Inschrift ist nicht, wie mehrmals gesagt worden, von der Günderode verfaßt, sondern von Herder, nach einem Original aus der Spruchsammlung Bhartriharis — „Gedanken eines Brahmanen" — entlehnt. Die Abschrift des Epitaphs zeigt einige kleine Abweichungen vom Herder'schen Text.

Durch Karolinens Gemüth hatte stets die trübe Ahnung eines Verlustes gebebt, des Verlustes der Jugend. Bettina erzählt: „Wir lasen zusammen den Werther und sprachen viel über den Selbstmord; sie sagte: „Recht viel lernen,

recht viel fassen mit dem Geist und dann früh sterben! Ich mag's nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt!"

In einem Artikel über Achim von Arnim und die romantische Schule überhaupt nennt der französische Schriftsteller Henri Blaze unter andern die Günderode, Charlotte Stieglitz, geb. Wilhöfft (geb. 18. Juni 1806, gest. 29. December 1834), und Adolfine Vogel (gest. 21. November 1811) „autant de victimes déplorables de ce sens nerveux particulier aux organisations modernes."

Daß der Freund und Selbstmordgenosse der Adolfine Henriette Vogel, Heinrich von Kleist, am Rhein 1804 die Bekanntschaft der Günderode gemacht haben soll, wird in der von Eduard von Bülow herausgegebenen Biographie Kleist's mitgetheilt.

Aus der im Jahre 1807 von dem Kritiker der „Gedichte und Phantasieen" erschienenen Beurtheilung der „Poetischen Fragmente" entnehmen wir schließlich noch Folgendes: „Als wir (1804) die „Gedichte und Phantasieen von Tian" nicht ohne Lob des sich in ihnen ankündigenden Talents anzeigten, ahnten wir nicht, daß wir schon bei Beurtheilung der nächsten Früchte desselben unsere Rechnung würden schließen müssen, weniger noch, daß wir Ursache haben würden, durch Hinweisung auf die allenthalben hervortretenden falschen Richtungen einer ursprünglich poetischen Tendenz die Hoffnung zu begrenzen, die wir damals von ihrer weitern Entfaltung erregen zu dürfen geglaubt hatten. Darum hätten wir lieber die spätern Schriften der Dichterin ganz

mit Stillschweigen übergangen, wenn wir nicht den Manen einer Verstorbenen, deren Andenken in vielen Herzen, aus einem andern Gesichtspunkte als aus dem ihrer Werke, fortleben wird, diese öffentliche Erwähnung schuldig wären. Aber auch in Hinsicht unsers Urtheils über diese Werke selbst wünschen wir recht verstanden zu werden. Wir verwerfen in ihnen nicht das, was sie, von einem untergeordneten Standpunkt aus angesehen, wirklich sind — Kinder einer schönen Phantasie, die mit Bildern des Menschenlebens und mit Ideen der Wissenschaft wie mit Blumen spielt, ohne andern Zweck und andere Freude, als sie zum Kranze zu reihen, — in dieser Hinsicht empfehlen wir sie jedem, der eines solchen Schauens in Unschuld fähig ist, ohne durch Verbildung des Geschmacks oder durch die unwillkürlich weiter gehende Forderung des Kunsturtheils in seinem Genusse gestört zu werden. Was wir aber an diesen Versuchen auszustellen finden, ist der Widerspruch dessen, was sie sind, mit dem, was sie gemäß ihrer ursprünglichen Anlage und in dem zu Tage hervorbrechenden Sinn der Dichterin werden und sein sollten. Karoline von Günderode aus Frankfurt am Main (der Tod hat den Schleier der Anonymität zerrissen) wollte dichten als Weib im männlichen Geiste. Ihr Streben ging nach dem Idealen in der romantischen Kunst. Aber die weibliche Natur in ihr ließ sie jenes — das Bewußte ihrer Absicht, dieses Ziels verfehlen. In einer kraftlosen Mitte erlahmte ihr Flug. Sie fühlte bald, daß ihr das Ideale der Kunst unzugänglich sei, denn sie hatte es, mit weiblicher

Phantasie, nicht in seiner ursprünglichen Reinheit und Selbstständigkeit, wie es, eine überirdische Schöpfung auf der Erde, sich blos in der absoluten Harmonie innerer Beziehungen zu einer freien Realität ausdrückt, sondern vielmehr in den Formen seiner äußeren Erscheinung, in dem, was wir die wirkliche Welt zu nennen pflegen, geahnet und angeschaut. Daher weilt sie am liebsten in der Geschichte, wo die Idee der absoluten Einheit alles Lebens oft in lichten Punkten hervorzubrechen versucht. Solche Momente leuchteten ihr ein, Menschen, Begebenheiten wurden von ihr symbolisch und allegorisch behandelt, aber das Zurücktreten der höhern Kraft in die Fluth der allgemeinen Geschichte ließ sie ohne Führung zurück und die selbstgeschaffenen Symbole wurden ihr Hieroglyphen. Wollte sie nun in freier Schöpfung zu dem abgebrochenen Faden zurückkehren, so verfehlte sie den rechten Standpunkt und knüpfte nicht selten am falschen Ende wieder an. So zerfällt das romantische Element ihrer Dichtungen in sich selbst, man vermißt jenen Geist der Freiheit, welcher die innere Nothwendigkeit in sich auflöst. Wenn sich nun hieraus die spätere Neigung der Dichterin zum Dramatischen hinlänglich erklären läßt, so folgt daraus nicht minder bestimmt und nothwendig das Mißlingen aller ihrer dramatischen Versuche, und die schnell sich folgenden Entwürfe, die gleichsam als ebenso viele Versuche, nach verschiedenen Richtungen den unnatürlichen Flug zu erzwingen, anzusehen sind, würden gewiß, da in ihnen sich das erwachende Selbstbewußtsein der Dichterin ausspricht,

ohne die den Druck begünstigende Galanterie in ihrem Pulte zurückgeblieben sein. Wie weit sie über diesen Punkt schon mit sich in's Klare gekommen war, beweisen unter andern die beiden Fragmente in Daub's und Creuzer's „Studien", wo sich nicht verkennen läßt, daß sie auf einem neuen Seitenwege, der innern Stimme mißtrauend, durch das Medium des Wissens in philosophischer Besonnenheit den Zauber, der ihr Innerstes umschleiert hielt, zu lösen suchte. Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, was Karoline von Günderode von diesem Standpunkte aus der Poesie hätte sein und werden können. Wir haben in dem Obigen unsere Meinung über die Schranke der weiblichen Phantasie überhaupt (wenn anders das, was ursprüngliche Eigenheit und dem andern Geschlecht in gewisser Hinsicht ebenso unzugänglich ist, noch so genannt werden kann) angedeutet. In jedem Streben aber über die ursprüngliche Schranke hinaus liegt etwas Wunderbares, das die Achtung der Welt in Anspruch nimmt, auch wenn es, wie fast immer, seines Zwecks verfehlt. So haben wir den Manen der Dichterin mit unserm freimüthigen Urtheile ein Sühnopfer gebracht."

Friedrich Creuzer verheirathete sich noch in seinem einundsechzigsten Lebensjahre (1832) zum zweiten Male mit einem hübschen Landmädchen von achtzehn Jahren und starb am 16. Februar 1858. In seiner Selbstbiographie: „Aus dem Leben eines alten Professors", hat er sein Wort gehalten und Karolinens mit keinem Worte erwähnt.

Wie oft vergreift sich nicht das nach Anlehnung und

Erwiederung so tief sehnsuchtsvoll schmachtende edle Frauenherz! Namentlich in jenem Alter, in welchem sich Karoline den Tod gab, in dem entscheidenden von 26 Jahren, wo die immer näher rückende Nothwendigkeit des Entsagenmüssens dem weiblichen Herzen bereits so herbe Gesetze vorschreibt! An und für sich freilich war der Grund, warum Creuzer mit Karolinen brach, gewiß berechtigt und edel; nur die schroffe Art der Ausführung des Entschlusses wird man schwerlich billigen können.

Die Oper in der Wiege.

Ein kleiner Ausflug nach Italien.

„Il y a une queue aux portes du théâtre, gewiß wird heute Abend eine prächtige Oper gegeben, daß so viele Leute, alte und junge, schon am hellen lichten Tage um $3\frac{1}{2}$ Uhr — wir sind nämlich mitten im Winter — Einlaß begehrend in Gänsemarsch-Reih' und Glied dastehen," also höre ich einen alten Herrn zu seiner eben auch nicht mehr ganz jungen Frau sagen.

Ich lese an der nächsten Anschlagsäule den neuesten Theaterzettel. Also richtig, eine Oper wird aufgeführt und zwar die Meyerbeer'sche Ziegen- oder Hirtenoper „Dinorah", ou „Le pardon de Ploërmel" oder wie der ursprüngliche Name lautete: „Le pâtre de Cornouaille".

Da dacht' ich so von ungefähr: Weiß denn auch die große Menge der Theaterbesucher und Opernfreunde, weß' Ursprungs eigentlich die Oper im Allgemeinen ist; sicherlich nicht. Wie habe ich eben gesagt: „Ziegen- oder Hirtenoper." Ja wohl, „Dinorah" ist unter allen modernen Opern ohne Zweifel die einzig echte, ursprüngliche, denn die Wurzel der Oper liegt ganz und gar in der Idylle,

d. h. in den Chören des italienischen Hirtendrama's oder Schäferspiels, welche vielfach mit Musik verbunden wurden.

Die Oper wurde in Italien erfunden, in Frankreich nachgemacht und in Deutschland auf ihre classische Höhe gestellt.

Der geneigte Leser möge sich nun mit mir auf einige Abende in eine frühere Zeit versetzen.

Wir befinden uns im sog. Garten der italienischen Halbinsel am breiten, majestätischen Arno, an den herrlichen Quai's mit ihren großen Palästen, in Florenz, das sich durch seine Herrlichkeit und Pracht den Beinamen La Bella, die Schöne, erworben hat.

Vor uns schreitet eine große Menschenmenge über die Piazza del gran Duca einem Palaste zu. Wir folgen ihnen stehenden Fußes in den linken Flügel desselben: wir sind plötzlich in einem der glänzenden für Festvorstellungen bestimmten Säle. Es ist heute der Tag der Vermählungsfeier des Ferdinand von Medicis mit der Christiana von Lorena. Und dieser Feier zu Ehren wird heute das Singspiel (Intermezzo) betitelt: „Der Kampf des Apollo mit dem Drachen (Combattimento d'Appolline col serpente)" von Giovanni Bardi, Graf von Vernio, mit allem Glanze und aller Pracht aufgeführt. Vor uns sitzen, feinen Gliederbaues, schlanken Wuchses, das Gesicht geistvollen Ausdrucks, junge Florentinerinnen in lebhaftem Gespräche. Silentium! Die Scene beginnt. Es erscheint ein großer Wald, in

dessen Mitte man die Höhle eines Drachen sieht. Die nahe stehenden kleinen Bäume sind durch die wiederholten Schläge des gebogenen Drachenschwanzes abgeschlagen und rings umher mit Schaum verunreinigt.

Aus verschiedenen Theilen des Gebüsches sieht man Gruppen von Männern und Frauen in altgriechischem Costüm hervorkommen, die, den Drachen nicht außerhalb der Höhle sehend, sich sicher glauben und wechselsweise, unter Begleitung verschiedener Instrumente einige Verse singen. Nach Beendigung des Gesangs erscheint der Drache vor der Höhle. Die Griechen werden beim Anblick desselben von Furcht und Schrecken ergriffen, fallen auf die Knie und richten ein Gebet in einem klagenden und melancholischen Tone zum Himmel. Der Drache kommt beim Geräusch der Stimmen aus der Höhle hervor, erblickt die Menschen von weitem und schießt denselben mit fürchterlichem Zischen entgegen. Allein Apollo kommt unversehens vom Olympus herunter und fängt einen blutigen Kampf mit dem Drachen an, der lange Zeit währt, weil der Drache bald entflieht, bald die von dem Gotte auf ihn abgeschossenen Pfeile mit den Zähnen zerbeißt oder mit seinen Hauern vom Rücken losreißt, wodurch die Flüsse mit schwarzem Blute gefärbt werden, bis er endlich getödtet vor den Füßen des allezeit mit Bogen und Köcher bewaffneten Gottes liegt. Die entflohenen Griechen kehren zurück, krönen den Apollo mit Blumenkränzen und stimmen dabei ein Danklied an.

Der Vorhang fällt.

Habe Nachsicht, geneigter Zuschauer, der du sonst mit kritischer Schärfe eine moderne Oper zu zerlegen pflegst, habe Nachsicht, denn der eben aufgeführte „Drachenkampf" ist nur erst ein Vorläufer der ersten Oper, deren Aufführung ich consequenterweise erst auf den morgenden Abend aufgespart habe. Das Eine muß ich jedoch jetzt gleich bemerken, daß die Pracht in den Veränderungen der Scene, womit die ersten Opern aufgeführt wurden, eine ganz außerordentliche war. Grüne Felder, prächtige Gärten, schöne weite Aussichten in ferne Meere, aufgethürmte Wellen, Meeresstürme, Donner und Blitze, die aus den schwarzen Wolken des künstlich verdunkelten Himmels spielen, angenehme Wohnungen in den elysäischen Feldern, die Schrecken des Tartarus, durch das fürchterliche Jammern der Unglücklichen vermehrt, Büsche und unversehens hervorkommende Bäume, aus deren Stämmen hüpfende Satyren herausspringen und Faunen, Napäen (Weidennymphen) und Silenen, auf neue und ungewöhnliche Weise vorgestellte Flüsse, welche im hellsten Wasser die darin herumplätschernden Nymphen sehen ließen, kurz, alles was nur in der physischen Welt ist und was sich nur immer zur Fabel schicken wollte, wurde zur Decoration der Opern erfunden.

Begeben wir uns nunmehr, um keine Zeit zu verlieren, auf dem allerkürzesten Wege von Florenz nach dem uralten Mailand.

Und wiederum ist es der Tag einer Vermählungsfeier und zwar des Galeazzo, Herzogs zu Mailand mit Isabella von Aragonien, welcher Feier zu Ehren eine Festvorstellung

— ein Hauptversuch in der Oper — von Bergonzo Botta, einem Edelmann aus Tortona, aufgeführt wird, welche die Bewunderung von ganz Europa auf sich zieht.

In der Mitte eines prachtvollen Saals, umgeben mit einer herrlichen Gallerie, auf welcher eine große Menge verschiedener Musiker vertheilt sind, sehen wir eine große Tafel, jedoch ohne irgend eine Art von Zubereitung.

Der Herzog und die Herzogin erscheinen, das Fest nimmt seinen Anfang.

Die Scene eröffnet Jason mit den Argonauten, die mit einer drohenden Geberde unter dem Geräusch einer kriegerischen Symphonie einherschreiten. Das berühmte goldene Vlies, welches sie bei sich führen, lassen sie auf der Tafel als ein Geschenk zurück, nachdem sie ein Ballet getanzt, das ihre Bewunderung einer so schönen Prinzessin und des — ihres Besitzes so würdigen Prinzen ausdrückte. Hierauf erscheint Merkur, dem drei Quadrillen von Tänzern nachfolgen, und singt eine Art von Recitativ, worin die Erzählung seiner Begebenheit mit dem Apollo, damaligen Hirten des Königs Admet in Thessalien, und die List enthalten war, mit welcher er diesem das schönste und fetteste Kalb von der ganzen Heerde wegstahl, welches er den Neuvermählten zum Geschenk darbietet. Nach dem Merkur erscheint die als Jägerin geschmückte Diana, von ihren Nymphen begleitet, welche unter dem Klang von Wald-Instrumenten auf einer vergoldeten und mit Laub bedeckten Tragbahre einen prächtigen Hirsch tragen. Indem ihn die Göttin dem Braut-

paare zum Geschenk anbietet, sagt sie singend, daß dieser Hirsch der in diese Gestalt verwandelte unvorsichtige Aktäon sei, welcher sich aber in seinem Unglück noch glücklich zu preisen habe, daß er, nachdem er aufgehört habe zu leben, für würdig gehalten werde, einer so reichen und liebenswürdigen Braut dargebracht zu werden. Diana entfernt sich und das ganze Orchester schweigt still, um den süßen Tönen einer Lyra Raum zu machen, welche unter den Fingern des Orpheus die Herzen der Zuhörer mit Bewunderung und Freude erfüllen. „Ich beklagte — sagt der thracische Sänger, indem er mitten in die Versammlung tritt — auf dem Gipfel des Apennins den zu frühen Tod meiner Eurydice (eine Dryade oder Baumnymphe, starb in Folge eines Schlangenbisses). Das Gerücht benachrichtigte mich von der glücklichen Vereinigung zweier Geliebten, die so würdig sind, für einander zu leben, und mein Herz, das sich seine vergangenen Freuden erneuerte, hat bei dieser Gelegenheit zum erstenmale wiederum ein Vergnügen gefühlt. Meine Gesänge haben sich verändert, wie mein Geist sich verändert hat. Ich habe Freude über alle Wesen ausgegossen. Eine Vogelschaar hörte mir zu, ich konnte sie ohne den mindesten Widerstand nehmen und biete sie der liebenswürdigsten Prinzessin auf der Welt, seit Eurydice nicht mehr unter den Lebenden ist, zum Geschenke dar.“ — Dieser Gesang wird unversehens unterbrochen. Atalanta (bogenkundige Jägerin) und Theseus erscheinen auf der Scene, in Begleitung verschiedener Jägertruppen, welche mit prächtigen Tänzen eine große Jagd vorstellen, die mit der Erlegung des berühmten kalydonischen Ebers endigt, welcher unter wieder-

holten Triumph-Balleten dem jungen Bräutigam ebenfalls zum Geschenk dargereicht wird.

Der zweite Theil des Festes enthält ein nicht minder sonderbares Schauspiel. Von der einen Seite erscheint Iris (Botschafterin der Götter) auf einem von prächtigen und reizend schön gemalten Pfauen gezogenen Wagen, in Begleitung eines Chors mit leichten, durchsichtigen Schleiern bedeckter Nymphen, welche silberne Becken tragen, die voll Pfauen sind. Von der andern Seite sieht man Hebe, die Göttin der Jugend, die in kostbaren Flaschen den Nectar bringt, welchen sie den olympischen Göttern einschenkt. In Hebe's Begleitung ist ein Chor von arkadischen Schäfern mit allerlei Hülsenfrüchten beladen, nebst der Pomona, der Göttin des Obstes, und dem Vertumnus (Gott des Wechsels und Wandels in der Natur; an seiner Säule auf dem Markte in Rom hielten die Obst- und Buchhändler feil), welche die wohlschmeckendsten Früchte vertheilen.

Damit einer solchen Pracht nichts fehle, öffnet sich endlich der Fußboden, aus welchem der Schatten des Apicius hervorkommt und singend anzeigt, er sei aus der Unterwelt heraufgestiegen, um die Speisen zu würzen und das Gastmahl zu verschönern: er wolle den Neuvermählten die von ihm erfundenen Leckerbissen zu kosten geben, wodurch er sich bei seinen Lebzeiten (unter Kaiser Tiberius) den Ruhm des größten römischen Gourmands erworben habe.

Die Geschenke endigen mit einem großen Tanz der Meer- und aller lombardischen Flußgötter, welche die ausgesuchtesten Fische tragen, und bei deren Darreichung sinnreiche und charakteristische Tänze ausführen.

Hierauf folgt noch eine andere, nicht weniger erfindungsreiche Art von musikalischem Drama. Orpheus erscheint aufs neue und führt den Hymen nebst einer Truppe von Liebesgöttern mit sich. Hinter denselben sind die Grazien und in deren Mitte die Göttin Fides, welche sie der Prinzessin vorstellen und zur beständigen Gesellschafterin anbieten. Indem die Fides spricht, kommen die Helena, Medea und Kleopatra hervor, um sie zu unterbrechen; eine jede singt die Verirrungen ihrer Leidenschaft und die Verführungen der Liebe. Fides, erzürnt, daß es diese Buhlerinnen wagen, die Reinheit dieses Tages mit ihren Erzählungen zu entweihen, gibt Befehl, sie zu entfernen, worauf die bereitwilligen Liebesgötter in einem lebhaften, ja heftigen Tanz über sie herfallen, sie mit brennenden Fackeln verfolgen und ihre Bänder und Schleier, womit sie ihr Köpfe geschmückt, anzünden. An ihrer Stelle erscheinen nun die Lucretia, Artemisia, Judith, Porcia, Tomyris, Sulpicia und Penelope und bringen, einen anständigen und edlen Tanz ausführend, die in ihrem Leben erworbene Krone der Castitas (Minerva) der Prinzessin dar. Sodann kommt Bacchus in Begleitung vieler Chöre von Satyren, Silenen und Aegipanen und macht mit einem lebhaften und possierlichen Tanz dem prächtigsten und erstaunenswertheften Schauspiel, das Italien nur je gesehen, ein Ende.

Das, mein geneigter Leser, ist die Oper in der Wiege. Mit den unsterblichen Meistern Gluck, Mozart und Beethoven hat sie jedenfalls das kräftige Mannesalter erreicht; „die Zukunftsmusik" wird wohl das Grabgeläute der classischen Oper sein. —

Rückblicke.

Kleine Situationsbilder.

I.

Vaterhaus. Erwachen.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war.

Rückert.

In braungetäfelten Kabineten unter einem Gemische von seltenen Dingen, Ueberresten, Trümmern und allerlei Geräth aus alten Zeiten; unter Glasmalereien, Kupferstichen, Zeichnungen, Manuscripten, Inkunabeln, Folianten, Sternkarten, Globen, Lavasteinen, Schildkrötenschalen, Straußeneiern, Schlangenhäuten, Mineralien, Konchylien; unter Harnischen, Turnierhelmen, Panzer- und Büßerhemden, Wappenschilden, künstlich eingelegten Waffen aller Art, Schwertern, Dolchen, Büchsen, Lanzen, Streitäxten, Hellebarden, Schießprügeln, Sporen, Pulver- und Hüfthörnern, Vasen, Trinkpokalen, Opferschalen, Majoliken, Götzenbildern, Sanduhren

und Pfeifen; in brillanten Sälen mit kostbaren Kleinodien und schimmernden Seltenheiten von eitel Gold und Silber, Bronze, Glas, Erz, Marmor, Alabaster, Oelgemälden, elfenbeinernen und bernsteinernen Arbeiten, Kaméen, Gemmen, Ringen, Amuleten, Münzen, Schnitzarbeiten, Wachs- und anderen Figuren — da verlebte ich meine Jugendjahre. — Mein Vater war, unter uns gesagt, ein großer Narr für Künste, altes Zeug und Raritäten. Uebrigens war er nicht so leichtgläubig, wie der berühmte Jesuit Athanasius Kircher, der einige Nürnberger Gruppen, die eine Zeitlang zuvor unter der Erde gelegen hatten, nach manchem Kopfzerbrechen für alte Barden oder Druiden erklärt haben soll.

Der Garten hinter dem Hause mit Geißblattlauben und versiegten Springbrunnen war ein Park, wo ich zur Sommerszeit auf Schmetterlinge, Käfer und dergleichen fliegendes Wild meine Jagden hielt. — Ich war mir selbst überlassen. Eine eigentliche Erziehung und Gewöhnung an irgend eine Lebensbeziehung erhielt ich nicht, was um so unbegreiflicher scheinen mußte, als mein Vater vor allen der klassischen Ansicht war: „Lasset euren Kindern eine solche Erziehung geben, daß sie auch im Schiffbruche ihre Schätze nicht verlieren können.“ Der für einen künftigen Stand nöthige Unterricht war nur auf wenige Gegenstände beschränkt, und selbst in diesen mocht' ich's nicht recht weit gebracht haben, denn eines Tages schickte der Lehrer mit einem versiegelten, an meinen Vater adressirten Beschwerdebriefchen mich nach Hause.

Als ich's meinem Vater übergab, war er gerade in einem jener alterthümlichen Kabinete mit der Aechtheit einiger Lavasteine vom Aetna beschäftigt. Flüchtig durchschaute er das kurze, in den Worten: „Ihr Sohn wird stets unfleißiger!" bestehende Epistelchen, bemerkte sofort mit riesigen Buchstaben an den Rand: „ad notam genommen!", schleuderte aus dem schwarzen Krater seiner Augen einen sicilianisch-vulkanischen Blick mir zu und donnerte, das offene Papier mir zurückgebend, mit einem „Schon gut!" mich zur Thüre hinaus.

Nach dem Dafürhalten der Lehrer und Anverwandten war ich ein schwärmerischer Mensch. Man hatte nämlich die entsetzliche Entdeckung bei mir gemacht, daß ich im Dichten und Reimen zuweilen mich versuche. O wie steinigten sie mich meiner unschuldigen Reimerei wegen, alle die von mir in den Tartarus gewünschten Bonzen und Basen, gegen die ich all' meinen jugendlichen Muth wenden mußte, um mich ihrer vagen Vorurtheile zu entbinden. Wie kleinlich ist aber heutzutage überhaupt bei nur zu Vielen, auch Gebildeten, der Begriff von Dichter! Nicht der Versemacher ist Dichter; nicht die Kunst, mit lieblichem gereimtem Geklingel sanft einzuschläfern, einen Strauß künstlich nachgemachter Blumen aus hochtönenden Worten und Phrasen zu binden, oder wohl gar niedriger Sinnlichkeit Giftblumen zu streuen, und eine kränkelnde Phantasie vollends todtkrank zu machen; nicht die Kunst, ästhetisch zu lügen, ist Dichtkunst. Nein, diese ist Versinnlichung des Göttlichen, der Aufschwung

der Wahrheit mit der Psyche, zu der diese vom Himmel herniederkommt und sie mit anderen verwandten Geistern zu sich gleichsam entführt.

Jener von meinem Vater mir zugeworfene fulminante Blick spornte mich an, unter Anleitung eines verkommenen Candidaten der Theologie, das Versäumte nachzuholen. Mit der Einsicht und dem Selbstvertrauen in meine bescheidene Kraft wuchs der Muth der Anstrengung. Mein Vater, ermuntert durch den Eifer, den ich in Verfolgung meiner Vorstudien an den Tag legte, ließ mich sofort die Hochschule beziehen, wo ich den historischen Wissenschaften nach allen Theilen mich so weit unterzog, daß ich nach einigen Jahren ein selbstständiges Urtheil über die Wissenschaft und das Leben überhaupt mir wenigstens errungen zu haben glaubte. Als der höchste Lebenszweck erschien mir die Freiheit und Unabhängigkeit der geistigen Selbstentwickelung. Das erträumte Glück läßt sich aber nicht erzwingen, wohl erringen. Und was ist das Glück Anderes, als jener ewige, sehnsüchtigen Fluges in das geistige Paradies einziehende innere Seelenfrieden! — Mein ganzes Denken und Empfinden war auf das Leben der Vorfahren und die krystallenen Tiefen der Vergangenheit gerichtet, als ich die traurige Kunde erhielt, mein Vater sei sterbenskrank. Ich eilte zu ihm hin.

Im braunen alterthümlichen Lavakabinete stand ich thränenlos an seinem Lager. Der gegen mich sonst so Wortkarge gab als Vermächtniß mir die letzten Worte: „Wenn du, mein Sohn, ein solider, tüchtiger Mensch wer-

den willst, so verlege dich mehr auf positive Wissenschaften und Geschichte, als auf metaphysische Untersuchungen." Darauf hauchte er sanft seine archäologische Seele aus. Vor seinem Tode hatte er selbst ausschließlich der Poesie gelebt. Ein längeres, mit Anmerkungen begleitetes Gedicht, betitelt: „Zwiegespräch zwischen dem Paulsthurme zu London und dem Petrithurme zu Rom", und in Prosa geschriebene „Arcana gegen geistige Gebrechen und körperliche Uebel" lagen auf seinem Pulte.

II.

Der Jüngling. Sein inneres und sein äußeres Leben.

„Sie war so schön und morgenklar,
So zart und stolz, ihr Auge war
Nicht groß und zündend
Doch blau wie der Himmel und Gott verkündend."

Wie einer, der seine heimathliche Flur und sein Haus für immer verlassend, von dem lauthallenden Glockenschlage eines nach fernen Gestaden ziehenden Schiffes zur Abfahrt gemahnt wird, so rüttelte der Umschwung meiner Lebensstellung nach meines Vaters Tode mich unsanft aus meinem Denken. Ich beschloß, an ein einsam stilles Leben mich zu gewöhnen, und in irgend einen Winkel der Erde, fern vom Getöse des Marktes, mich zurückzuziehen. Dazu fand sich alsbald eine passende Gelegenheit. In einer hochgelegenen Waldgegend lag das reizende, zu einer nahen säkularisirten Prämonstratenserabtei gehörige Dorf und Schlößchen Zell

vorm Walde, welch' letzteres ehedem den Konventualen als Excursions- und Rekreationsort gedient hatte.

Der Name Zell vorm Walde soll daher rühren, daß sich im zehnten Jahrhundert an dem See, der mit dichten, sumpfigen Wäldern umgeben war, sechs Einsiedler niedergelassen hätten, um in stiller Abgeschiedenheit dem Herrn zu dienen. Selbst in der nächsten Nachbarschaft — so lautet die alte Sage — wußte man nichts von dem Dasein dieser Männer in dem dichten Walde. Einst aber drang zufällig ein entsprungenes Pferd des nahen Ritters von Schellenberg, verwundet und von Durst gequält, zu der Zelle am See hindurch, wo es bei den Einsiedlern Aufnahme und Pflege fand. Die Diener des Ritters, welche den Spuren des Pferdes gefolgt waren, entdeckten die abgeschiedene Wohnstätte und bewogen ihren Herrn, den Wald zu lichten und Häuser an das Gestade des Zellensees zu bauen. Dies störte den Frieden der frommen Brüder, so daß sie es vorzogen, die Stätte, die sie angebaut, den Eindringlingen zu überlassen, und sich nach der Prämonstratenserabtei W. zu übersiedeln.

Ein nicht unbedeutender Schatz einer Oelgemälde-, Bücher- und Handschriftensammlung war darin aufbewahrt. Von dem Besitzer, einem früheren Universitätsfreunde meines verstorbenen Vaters, war mir gestattet worden, in dem seit der Zeit der französischen Invasion nur von einer Beschließerin bewohnten Klosterschlößchen, mit Benützung der Bibliothek, meine Wohnung zu nehmen. Oft schon hatte

ich nachgedacht über das innere Leben des Menschen. Mein Herz verlangte nach jenem hohen seligen Genusse, das geheimnißvolle Dämmern, Wirken und Weben der eigenen Seele in dem reinen Gemüthe eines verwandten Wesens abgespiegelt zu schauen. Da ließ das freundliche Schicksal nach meinem Einzuge in das Schlößchen mich in ein benachbartes Haus kommen, um hier zu finden, was ich so lange sehnlichst gesucht.

Gleich die erstenmale nach meinem Eintreten in die aus einem Vater und zwei Töchtern bestehende Familie, hatte mich die ältere Tochter, Namens Siddy, durch ihr stilles, sanftes und wie mir schien, doch entschlossenes Wesen angezogen. „Wenn du ein Wesen triffst", so sprach meine innere Stimme, „das dir auf den ersten Anblick gefällt, so gehe keck darauf zu, und wenn du weniger erwarteſt, als du eigentlich erwarten solltest, so wirst du mehr bei ihm finden, als du erwartet hast." So oft ich mir nun die Gelegenheit ersehen mochte — der Vater hatte mich zu landwirthschaftlichen Unterhaltungen in seinen Garten eingeladen — belauschte ich ihren Gang, ihre Mienen, Körperbewegungen, Augen, Geberden und einfachen Reden. — Siddy war ein Wesen, von dem ich mir die träumerische Vorstellung machte, es sei nichts Anderes, denn die harmonische Gestaltung einer halboffenen Rose, einer zarten Feldlilie und einer verborgen blühenden Nachtviole, und in dieser, durch organische Vermittlung und im Wechselverkehr geheimnißvoller, dem äußeren Leben verborgener Kräfte entstandenen Verhüllung und

Verschlungenheit, wohne eine tiefe und reine, stille Lebenskreise ziehende menschliche Seele. In ihren blauen Augen lag der feierlich dämmernde Frühmorgen eines germanischen Eichenwaldes. Ihr Blick drang wie eine weiche, herzinnige Liebkosung zu meinem sehnenden Herzen. Aus dem milden Lichte ihres sanften Auges lächelte wohl ein fester Friede; auf dessen dunklem Grunde aber war Bewegung oder Ruhe schwer auch zu erkennen.

Sie kannte nur allzubald die Macht der Empfindungen, die ich für sie trug, und fühlte mit sicherem Takte heraus mein Ringen nach ihrem Besitze um jeden Preis. Der Preis für ihre Liebe, welch' anderer konnte es sein, als Wiedergebung auch des ganzen Ich's, ohne Vorbehalt und ungetheilt für's ganze Leben. So bedurfte es für sie keiner eigentlichen Schilderung meiner Gefühlslage, um das mitzufühlen, was meine Seele so mächtig bewegte. Von der Zeit an, da ich sie sah, sehnte sich mein Herz nach ihrer Nähe, war ihr Bild mit zauberischem Griffel in meine Seele gesenkt, und ich betrachtete mich mit einer von Kühnheit in Klarheit übergegangenen Gewißheit fortan als ihr angehörig, der Hoffnung hingegeben, daß auch sie diese Abschließung in sich vollzogen haben möge.

III.

Einkehr in sich selbst. Klosterschau.

Ich ging in's Refectorium der Brüder
Und setzte mich zum Mahl mit ihnen nieder;
Auf schwarzer Tafel aber stand mit Kreide:
„Silentium!" der Todesspruch der Freude.
A. Grün.

In einer Art hellgetünchter Zelle mit der freien Aussicht auf einen dunkelbeschatteten, schilfbedeckten See, am Fuße eines Waldhügels, und auf einen still dahingleitenden Forellenbach mit rauschendem Mühlwehr, hatte ich mir's nach Junggesellenart eben nicht sehr comfortabel eingerichtet. Die Wände waren mit Oelgemälden geschmückt, und zwei darunter besonders geeignet, meiner Phantasie stundenlang Nahrung zu geben. Es stellte das eine das üppig blühende Leben, in der Gestalt eines mit glühenden, Correggio'schen Farben gemalten, halbverhüllten jungen Weibes dar; auf dem andern war der fast schon in Verwesung übergegangene

Leichnam eines Mannes, in der grauenhaften Beleuchtung der bekannten Effektbilder des Künstlers Maës zu Rom, ausgeführt. Diese letztere Darstellung reichte hin, alle in mir ruhenden Gedanken über die Vergänglichkeit des Irdischen und die Vernichtung des Menschen insbesondere, zur Betrachtung und Selbstbeschauung wachzurufen.

Wenn ich so in den nächtlichen Stunden in meiner Zelle saß, sann ich lebhaft nach über die Worte: „Jedes Menschen Leib folgt dem übermächtigen Tode, unsterblich aber bleibt das Bild des Lebens; denn dieses stammt allein von den Göttern.“ Aber auch lebhaft gedachte ich der frivolen fröhlichen, und der traurigen, in die Fugen geistiger Unfreiheit gezwängten Mönche, durch ihre Observanz darauf hingewiesen, ihre Selbstständigkeit, Willensfreiheit, Persönlichkeit und jede höhere Vernunftthätigkeit aufzugeben und in ihrer Einsamkeit und Stille der Abgeschiedenheit vom lärmenden Schauplatze der Welt, in Kontemplationen und Meditationen über die Nichtigkeit des Daseins und das Vergehen der Menschen nur für ihr inneres Heil zu wirken.

Was magst du gelitten haben, armer Enk von der Burg, innerhalb den Mauern deines üppigen Klosters! Diese Empfindung regte sich in mir unabläßig in derartigen ernsten Betrachtungsstunden. Auf meinen mit Siddy nach der Waldeshöhe allabendlich fortgesetzten Wanderungen am Ufer des mit Erlen und Birken dichtbewachsenen Forellenbaches, ward nicht selten dieser unglückliche Mönch und hochbegabte Dichter in unseren Unterhaltungskreis hereingezogen.

Der geistreiche Romanschriftsteller und Kunstkritiker Michael Leopold Enk von der Burg soll in früher Jugend gezwungen worden sein, ganz gegen seinen Wunsch und seine innere Neigung in dem niederösterreichischen, vor den Augen der Welt als human und tolerant erscheinenden reichen Benedictinerkloster zu Mölk an der Donau als Mönch einzutreten. Der Herr schien ihm weder das Wollen gegeben, noch auch das Vollenden und die zu seinem Berufe nöthige Gnade verliehen zu haben. Von Selbstzerfallenheit, Unzufriedenheit und Ueberdruß mit dem klösterlichen Stande überwältigt, nahm er sich in noch kräftigem Mannesalter durch einen Dolchstich selbst das Leben.

„Ach, wenn nur auch du das Dichten ließest", sprach Siddy tiefbetrübt zu mir, nachdem vom Mönch und Dichter eben die Rede gewesen war. „Warum Verse machen und dergleichen? Doch ich wollte von diesem nichts sagen, aber mir scheint, und ich thue in diesem Betracht dir gewiß nicht Unrecht, deine Gedanken gerathen dir so selten, und wenn es je Gedanken sind, so sind sie immer so finster, unheimlich und abgerissen. — Auch rathe ich dir sehr, du möchtest deiner zu ungeregelten Phantasie die schwarzen Flügel binden und dann und wann aus ihrem in unabsehbarer Höhe hängenden Wolkenschleier in die Wirklichkeit dich herabbegeben. Die hellflackernden Kinder deiner Phantasie sind wenigstens lieblich anzuschauen; die Nachtschmetterlinge derselben aber sind nicht bloß grau, sondern gleich rabenschwarz und schrecken mich durch ihr unruhiges Umschwirren des

Lichtes, in das sie sich zu versenken streben, statt mit seiner Klarheit Hülfe den rechten Ausgang zu finden. Darum gib das Dichten auf und denke an die vielen, maßlos unglücklichen Dichter von Homer an bis auf unsere Tage, an die Dichter, die gehungert und sich gehärmt haben, wahnsinnig geworden sind; deren Elend nur der Tod ein Ende machte. Gehe die Reihe der Dichter durch; wie viele sind, die du glücklich preisen kannst? Noch einmal, gib das Dichten auf, oder du wirst untergehen!"

IV.

Dichterelend und Dichtertod.

In das schwarze Aug' der Nacht
Schau' ich trüb und immer trüber,
Eine heiße Bilderschlacht
Wälzt sich wirr' an mir vorüber.
K. Beck.

Homer lebte auf seinen Wanderungen durch die griechischen Dörfer von milden Gaben. — Die Griechin Sappho war Dichterin und liebte; aber sie liebte unglücklich. Der ihr alles war, ihr Gedanke, ihr Traum, ihr Pulsschlag, ihr Leben, dieser Eine, Phaon mit Namen, verschmähte ihre Glut und liebte sie nicht. „Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!" war der ewige Refrain ihrer Seele. Sie stürzte vom Leukadischen Felsen sich in die grause Meerestiefe und fand hier die Ruhe und auch ihr Grab. — Plautus, der römische Dramendichter, darbte sein Leben lang. Um kümmerlich das Leben fristen zu können, arbeitete er als Tagelöhner

in einer Stampfmühle. — Der Dichter Lutorius hatte in einem Trauerspiele den Agamemnon zu tadeln beliebt. Unter Tiberius verlor er deßhalb sein Leben. — Titus Carus Lucretius, der römische Dichter des Werkes: „De rerum natura", ward durch einen Liebestrank wahnsinnig. In diesem Zustande brachte er sich selbst um.

Ovidius Naso, Dante Alighieri, der Dichter der „göttlichen Komödie", und der schwedische Dichter Thomas Thorild, der über die „allgemeine Freiheit der Vernunft" geschrieben hatte, starben in der Verbannung. Torquato Tasso, der Sänger „des befreiten Jerusalems"; Louis Camoëns, der Dichter der „Lusiaden"; der gesinnungsstarke, reichbegabte Hégesippe Moreau, und Laurette Junot, Herzogin von Abrantes, starben dürftig im Krankenhause. Camoëns ward fünfzehn Jahre nach seinem Tode ein prächtiges Denkmal gesetzt. Der Dichter Schubart, einer aus jenem Titanengeschlechte, saß zehn Jahre lang auf der Festung, ein Opfer der Kabinetsjustiz. — Der Dichter Stubbs hatte ein Pamphlet gegen die Heirath der hochgepriesenen Königin Elisabeth von England mit einem französischen Prinzen geschrieben; Elisabeth ließ ihm deßhalb auf öffentlichem Markte die rechte Hand abhauen.

Jonathan Swift, der Dichter des „Märchens von der Tonne", war der erste, der in das von seinem eigenen Vermögen gestiftete Irrenhaus aufgenommen wurde. — Miguel de Cervantes Saavedra, der Verfasser des „Don Quixotte"; Samuel Buttler, der Schöpfer der komischen

Epopoë „Hudibras"; Pierre Corneille, der Sänger des „Cid"; Thomas Otway, der Dichter des „befreiten Venedigs"; Joh. Gottlieb Willamow, deutscher Fabeldichter; J. Jünger, ein talentvoller Lustspieldichter; Wilhelm Heinse, der Dichter des glühenden „Ardinghello"; John Dryden, ein englischer Dramendichter; die französischen Poeten Nikolas Gilbert, Jacques Malfilâtre und Elise Mercoeur, und der deutsche Lyriker August Schnezler verhungerten. Gerard de Nerval, talentvoller Dichter der französischen Neuromantiker und Uebersetzer von Goethe's Faust, wurde geistig zerrüttet, ohne einen Sou in der Tasche, zu Paris in einer kalten Winternacht, an einem Laternenpfahl erhängt gefunden.

Die englischen Liederdichter Heinrich Carey, Thomas Chatterton und der zwanzigjährige französische Poet Jules Mercier, brachten sich von Elend, Hunger, Sorgen und Kummer gebeugt, selbst um's Leben. — Johann Ewald und Johann Heinrich Wessel, dänische Dichter; Christian Günther, Dichter der schlesischen Schule; Dominikus Baudius, Dichter zu Leyden; Gottlob Wilhelm Burmann aus der Lausitz; Erik Johann Stagnelius, schwedischer Dichter, und Christian Grabbe aus Detmold, der schwungvolle Dichter der „Hohenstaufen", endeten in geistiger Versumpfung ihr dissolutes Leben, denn wie Freiligrath bei des Letzteren Tode sang: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!" — Der englische Lustspieldichter Richard Savage starb zu Newgate im Schuldgefängnisse. — Ludwig

Hölty's, Gottfried August Bürger's, van der Velde's, des schottischen Volksliederdichters Robert Burns' und Wilhelm Waiblinger's Leben und Lebensende war mit Mißgeschick, Armuth und Elend überschüttet.

Der komisch-romantische Dichter Wetzel von Sondershausen und der geniale Dichter der Komödie „der Hofmeister", Reinhold Lenz, Goethe's Jugendfreund, lebten als Wahnsinnige von Almosen und starben, von niemand vermißt, von wenigen bedauert. Franz, Freiherr von Sonnenberg, der Dichter der „Donatoa"; Heinrich von Kleist, der Dichter des „Käthchens von Heilbronn", und der muntere Novellendichter Daniel Leßmann suchten das Glück und die Befriedigung, die sie weder in der Wirklichkeit noch in der Kunst finden konnten, in einem freiwilligen Tode.

Der englische Dramendichter Shelley, Byrons Freund, fand, vom prüden Vaterlande verbannt, in den Meereswellen ein unfreiwilliges Grab. — Von getäuschtem literarischem Ehrgeiz geblendet, stürzte sich der lateinische Dichter Caspar Barläus zu Amsterdam in eine Zisterne. — Vom Vaterlande nicht anerkannt, verfiel der Epigrammendichter Ephraim Moses Kuh in Wahnsinn, und härmte August Graf Platen-Hallermünde sich zu Tode. — Friedrich Schulz, den Verfasser vorzüglicher historischer Romane; Robert Southey, einen geistreichen englischen Dichter; den melancholischen Lyriker Nikolaus Lenau; Esaias Tegnér, den schwedischen Sänger der „Frithiofssage", und Friedrich Höl-

berlin, den Dichter des „Hyperion“, hielt Jahre lang die tiefste Geistesnacht umfangen.

Louise Brachmann, die verarmte Dichterin, kühlte ihre unglückliche Liebesflamme in der Saale rauschendem Wellengrab. Charlotte Stieglitz und die Dichterin Karoline von Günderode, Bettina's Freundin, führten den Stahl nach dem eigenen Herzen. Jene von allzugroßem poetischen Ueberschwange getrieben; diese vom Liebesgram zernichtet. Die englische Dichterin Lätitia Elisabeth Landon, mit reinem Geiste geschmückt, hoch begünstigt von den Musen, herzlich geliebt von allen, trank die Giftphiole. — Der ungarische Dichter Johann Graf Mailáth endete freiwillig mit seiner Tochter ein eng und sorgenvoll gewordenes Leben in den Wellen des Starnbergersee's. — Moritz Reich aus Rokotnitz in Böhmen, der Verfasser der von Alfred Meißner herausgegebenen Erzählungen „An der Grenze“ erhängte sich in seiner Heimath im Dunkel des Waldes aus Verzweiflung über die Erfolglosigkeit seiner dichterischen Thätigkeit. „Wenn man nicht grade ein Goethe ist“, schrieb er einem Freunde, „kann man heutzutage nichts gegen diesen Wall von Hindernissen ausrichten, die sich einem poetischen Streben entgegensetzen.“ —

Und so ist es denn die erschütternste Wahrheit, was der Dichter singt:

„Die Blindesten aber
Sind die Göttersöhne!
Denn es kennt der Mensch (der Alltagsmensch)
Sein Haus und dem Thiere ward,
Wo es bauen solle,
Doch jenen ist der Fehl,
Daß sie nicht wissen, wohin,
In die unerfahrene Seele gegeben.“ —

V.

Am Meer und auf den Bergen.

Mich dünkt, als ob Natur mir allerwegen
Hielt' eine große lichte Freud' entgegen,
Und wie Madonna mit dem heil'gen Kinde
Den Schmerz der Welt versöhnend, vor mir stünde.
A. Grün.

Diese die Phantasie aufreibenden und zerrüttenden Betrachtungen ließen eine krankhafte Gemüthsstimmung in mir zurück. In der Noth der peinlichen ängstigenden Kämpfe zog Siddy, als meine Ariadne, mich aus diesem Nachtbilderlabyrinthe. „Dir bleibt wohl nichts", sprach sie nach einigen Tagen mit der reinen Klarheit ihres so hellen als schlichten Geistes, „als daß du zur Erholung auf eine Reise dich begibst. Suche in der herrlichen Natur Erheiterung! Verscheuche alle trüben Bilder! Schreibe mir nur ein paar Zeilen aus der Ferne, daß meine Seele dich auf der ganzen Reise begleite von Ort zu Ort, von Anfang bis zum Ende."

— Nach schwerem Abschiede füllte nur die Gewißheit, daß unsere durch keinerlei Einwirkung erschütterlichen Seelen sich dennoch nahe, die Kluft räumlicher Trennung unserer Persönlichkeiten geistig aus.

Ich floh ins Gebirge und trieb mich einige Wochen auf den Steyrischen Bergen umher, um wo möglich ein geheiltes Gemüth nach Hause zu tragen. Der Frühling grünte und blühte, die Bergseen lachten mich an mit den tiefblauen Augen, und die Alpenblumen erquickten mein Herz mit ihrem Duft. Ein wilder Bergstrom schied die Vorläufer der Alpen, die mit hohen Felsenwänden, auf denen nur einzelne Fichten und Tannen wuchsen, sich gegenüber ragten. Ich stand hoch auf dem Gipfel der einen Wand, roth blühendes Haidekraut wucherte rings, über mir blaute der Himmel, unter mir tos'te der Strom vom schmelzenden Schnee angeschwellt. Da riß ich mit zitternder Hand und zitterndem Herzen die Trümmer vom Felsen und schleuderte sie hinab und freute mich, wenn die Tannenwipfel zersplitterten und die Fluth hoch aufschäumte.

So lange ich in Siddy's Nähe weilte, war meine Liebe ein beseligendes, seit ich von ihr getrennt, war sie ein die Seele brennendes, glühendes Gefühl. Mein Herz wurde aber allmälig beruhigt, je mehr ich auf den Bergen Herz, Aug' und Sinn' neue Kraft und frischen Muth schöpfen ließ. Ein ganz besonderer Reiz lag in der Besteigung der Alpen für die zur Höhe der Freiheit sich schwingende Seele. Die Aussicht von der Sennhütte aus, wo ich mich für die

Zeit meiner Luftkur niedergelassen hatte, war wohlthuend erhaben. Städte und Dörfer, Flüsse und Seen, Thäler und Hügel, Triften und Wälder und die ganze Alpenkette präsentirten wie eine magische Welt sich dem trunkenen Auge. Mächtig zog die Sehnsucht mich hinüber über die unendliche Fläche und die fernen den Horizont bis zur Unkenntlichkeit begrenzenden Berge nach dem Norden, wo Siddy weilte, wenn ich in zärtlichem Andenken an sie, zur Zeit der scheidenden Sonne die hohe Alp erstieg, im Sinnen verloren, ob zur selbigen Stunde auch sie meiner gedenkend, nach der Waldeshöhe sich ergehe und zu mir herüberschaue.

Die Liebe ist ein freies Geschenk der Götter. Wer hat es je zu ergründen vermocht, wie geistig ihre Empfindungen sind! Meine Seele flog Siddy entgegen, wie eine Schwalbe, die ihren Jungen Futter bringt; mit aller Spannkraft sandte ich Siddy aus der wärmsten Bucht meines Herzens meinen Gruß und Handkuß zu. Sie wird es mit ihrem inneren Auge gewiß bemerkt und auch im Herzen empfunden haben. Wohl hätte ich dann mit dem Geschicke hadern mögen, das mich durch Seen, Berge und Thäler von ihr getrennt hielt; und doch gab ich mich nicht einer Unzufriedenheit mit des Geschickes Mächten hin, ihnen Dank wissend für das Glück, das sie mir durch ihre Liebe geschenkt, wenn auch diese Schenkung bis jetzt nur ein Vollmachtsbrief war zu künftigem Lebensglücke.

Seit einem nächtlichen Gewitter war's da oben in der engen Alpenhütte mehr Novembertemperatur, als Sommer-

wärme. Alles saß um den Kochherd und suchte das wärmende Feuer durch Holzzulegung flackernd zu erhalten. In die Flammen schauend, ertappte ich mich im Nachhängen meiner Empfindungen, statt meinen Vorsatz auszuführen, durch ein Briefchen meiner Siddy von meinem derzeitigen Aufenthaltsorte Kunde zu geben und ihr einen Theil von dem mir immer mehr innewohnenden Vertrauen auf eine glückliche Zukunft in ihre so geduldreiche und hoffnungsvolle Seele zu gießen. So ist der Mensch, so stümperhaft seine Willensseite. In demselben Augenblicke, in dem wir uns ganz in das Andenken und die Theilnahme an dem Zustand des Andern versenken wollen, denken wir nur an uns selbst, an Lust oder Unlust unseres eigenen Ichs, während wir uns überreden, in der Beziehung zum geliebten Wesen uns aller Selbstsucht entäußert zu haben und nur im Wahlverwandten zu leben.

Unsere Liebe war stets sichere Trägerin der wechselseitigen klaren Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit unserer Empfindungen und Entschließungen. Nimmer ward dies Herz, worin ihr Name brannte, untreu seinem Lieben. Der Wechsel der Liebe zeugt entweder davon, daß wir in der Wahl nur einer Verlockung der Phantasie gefolgt sind, ohne über die Würdigkeit unsern reflectirenden Verstand zu Hülfe zu rufen; oder davon, daß wir auch die tieferen Empfindungen der Seele nicht festzuhalten vermögen, sei es aus charakteristischer Unbeständigkeit oder aus Sorglosigkeit.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Liebe als

eine Empfindung der Seele, wie alle Empfindungen und Eindrücke, der Veränderung unterliege. Darum bedarf sie zu ihrer Stetigkeit einer sorgsamen Pflege und Hütung. Die Pflege gibt ihr die Zärtlichkeit der liebenden Seele, gehütet wird sie von der Treue des Gemüths. Wo die empfindende, aufmerksame, bis zur Aufopferungsfähigkeit gewobene Zärtlichkeit und wo die Treue im Gemüthe fehlen, da ist für die Dauer auch einer noch so heißen Liebe kein Hort. Darum legen wir so viel Werth auf diejenigen Elemente des Charakters, welche das Vorhandensein dieser natürlichen Bürgschaften für die Dauerhaftigkeit der Liebe vorzeigen.

Jeder meiner Blicke in die Zukunft, selbst unter dem Wechsel vorübergehender Erscheinungen, war mit dem lebhaftesten Verlangen verwachsen, dem Herzen Siddy's näher zu sein, und doch wollte ich mir nicht versagen, auch einmal den alten tückischen Vater Oceanus kennen zu lernen.

Noch hatte ich die mir vorgesteckte Zeitdauer meines Aufenthalts auf dem Berge nicht überschritten, als die Sonne ihr Antlitz verhüllt und der Nebel seinen trüben Flor über die Alpen gehängt hatte. Das Unlustige eines bloß von der Erwartung besserer Witterung erfüllten Aufenthaltes am Kochherdfeuer mahnte dringender zum Niedergange in die milderen Regionen, und ich zog daher weiter fort über's Gebirge, in das Thal hinab bis an die Küste der tiefblauen wogenden See. Großartig, überwältigend ist der Anblick des offenen Meeres. Seine Größe aber verschlingt das Schöne. Ich weiß nicht, was ich vorziehen soll, ob das

imposante Stück eines zwischen herrlichen Ufern sich bewegenden Stromes, oder die Aussicht auf die freie See. Der Strom scheint viel mehr titanische Persönlichkeit zu haben, als das Meer. Man übersieht doch einen Theil dieses Riesen. Sein Eilen in das Meer hinab gibt ihm das Ansehen, als verfolge er einen Zweck. Das Meer liegt dagegen so unabsehbar, so zweck-, so endlos da. Es schaukelt auf und nieder, in ewigem Einerlei seine Wogen wälzend. Der Strom hat so vielfache Abwechselung, krümmt sich, sammelt sich, scheint nachzusinnen, fließt weiter, immer weiter, langsamer, schneller. Das Meer läßt sich nur von den Göttern überschauen und begreifen. Die Ströme, die Binnenseen, mit ihren unseren Augen noch erreichbaren Ufern liegen unserem menschlichen Geiste näher.

Einsam wandelte ich am Gestade des uferlosen Meeres, das Phänomen des wechselnden Steigens und Fallens des Wassers bei Ebbe und Fluth zu beobachten und den reißenden Zug der in maßlosem Umschwunge begriffenen Gewässer und die hohen spritzenden und donnernden, Schaum heranwerfenden Wellen zu schauen. Eine leise Erinnerung an die melancholischen Ufer des heimathlichen, schilfbedeckten See's zog wie ein Windhauch durch meine Seele.

VI.

Heimkehr. Stillleben.

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!
Lenau.

Ich verweilte nur so lange, als nöthig war, um einen Totaleindruck von dem Kolossalen des Meeres aufzunehmen. Eines Frühmorgens, als die rosenfingerige Freundin der Musen dem unendlichen Meere die baldige Ankunft der Sonne verkündigte, ein leiser Westwind in dem frischen Blau der Wellen spielte, Blumen und Gräser ihren duftenden Gruß entboten, als die Centifolie nach dem Lichte sich sehnend aus der Knospe sich befreite und unter dem sanften Dunkel der Blätter den ersten Strahlen der sättigenden Sonne sich erschloß und die ganze muntere Schaar der Seevögel die Lüfte mit ihren Tönen erfüllte, trat ich meine Reise heimwärts an.

Die erhabenen Wunder der Natur nochmals im Geiste überschauend, schritt ich still sinnend meines Weges dahin. Alle Bilder aus der stillen, friedlichen Alpenwelt umfingen wieder meine Seele: der furchtbare Donner der Lawinen; des Alphorns melancholische Töne; das heitere Geläute der Heerdenglocken; das Schäumen, Rauschen, Brausen und Tosen der wildverheerenden Wasserfälle und Alpenbäche; der reine, kühle Glanz und Schein der Schneefelder und dunkelblau starrenden Eismeere; die schauerliche Verwüstung, Zertrümmerung, schreckenvollen Bildungen und kolossalen Gestaltungen der herabgestürzten Felsenhäupter und grauschwarzen Schuttmassen, die an einander geketteten, theils zerklüfteten Zacken, Haken und Hörner der gletscherumpanzerten Gebirge; die steilen Abhänge, engen Pässe, Schlünde und Schluchten, die Alpenseen, Thäler, grünen Wiesen und lieblichen Matten mit der ganzen zauberkräftigen Pflanzenwelt — — alle diese Töne, Bilder, Umrisse und Gestalten drängten sich wieder neubelebend an meine Phantasie heran.

Unter den Reisenden zog mich eine in tiefe Trauerkleidung gehüllte junge Dame mit andächtigen braunen Augen, die den Tod eines Bruders beweinten, durch ihre natürliche Schönheit an. Edle Frauen haben stets einen regen Sinn für Naturschönheiten. Sind sie doch selbst die herrlichste Blüthe der Natur. Die übrigen blasirten Reisenden trugen keinen Funken in sich von jener Abenteuerlichkeitslust, die eine natürliche Tochter schöner Gefühle und poetischer Lebensauffassung ist. Von dem Zusammenleben

mit solchen Geistern würde selbst Lord Byron keine Hesperidenfrüchte eingesammelt haben.

Mein Zustand auf der Heimreise war der eines Nachtwandlers, dessen Fuß sich in gewohnten Fußstapfen ergeht, dessen Seele aber anderswo weilt. Vollkommen genesen von jenem Anfluge einer Gemüthskrankheit traf ich in einer von frischer Sonntagsfrühe getragenen heiteren Stimmung des Gemüthes und angeweht von dem Hauche der nahen Seele Siddy's im Klosterschlößchen am See wieder ein. Der Freude des Wiedersehens meiner Siddy schlugen alle Pulse entgegen. Die Leitern, deren es bedurfte, mit Vorsicht zu erklimmen all' die hohen Erkerthürmchen ihres Herzens, waren nicht auf bedenklichen sandigen Grund gestellt, und klang mir daher das Avemariaglöckchen ihrer Liebe wie eine Friedensstimme: „Willkomm! Willkomm!" gar wonnigsüß entgegen. Es war mir jetzund wie einem Feldherrn am Abend vor der Schlacht, von deren siegendem Ausgang sein ganzes Glück abhängt. — Ich kaufte mir unweit des Schlößchens ein bescheidenes Besitzthum an, und Siddy ward mein Weib. — —

* * *

Wo der stille Fleiß einer weiblichen Seele in einem Hause einzieht, um künftighin darin zu walten, da darf der Mann, der eine vielversprechende Hausfrau sich gesucht, ohne Bedenken die Laterne auslöschen und mit Diogenes ausrufen: „Glück auf, ich habe sie gefunden!" — Die Liebe hat auch ihre Illusionen und jede Illusion ihre Ent-

täuschung. Die wahre Liebesprobe besteht in gegenseitigem Ertragen der letzteren mit Gleichmuth. Wenn Liebende diese Prüfung bestanden und doch ihre Liebe und Treue dabei bewahrt haben, dann werden sie in ungetrübtem Liebesglück Hand in Hand den Lebensweg durchwallen.

In gewohnter Geschäfts- und neugefundener Lebensbahn bewegt sich beglückt mein ganzes Wesen. Nun ist mir jeder Tag ein ganzes Leben und das Leben ist so schön, wenn wir seiner Blumen uns freuen, und so traurig, wenn wir nichts Besseres zu thun wissen, als das Todtengräberamt an seinen fallenden Blüthen zu verwalten. Und zufrieden mit seinem Schicksale und mit seiner Freiheit am engen, aber eigenen Herde, kann sich der Mensch allüberall auf dem kleinsten Fleck der Erde ein Paradies auferbauen. Frisches Genießen der Natur und gemeinschaftliche Lesung auserwählter Schriften bewahrt uns in dem Kreise des stillen, einförmigen Landlebens vor Indifferentismus, Einseitigkeit und Vertrocknung des Geistes und Gemüthes. In frohem Lebensmuthe rufen wir aus mit dem Pfaff vom Kahlenberg:

„Dem armen, augenkranken Kinde
Genesung bringt das Schau'n in's Grün;
So winkt des Dichterwaldes Blüh'n,
Daß nicht das Seelenaug' erblinde." —

Nach Arkadien.

Es ist aus und ist vorbei — wohl für immer — mit der Idylle, ich meine, was man so recht eine Idylle nannte, wenn sich auch heutzutage hin und wieder eine harmlose Dichtung für eine Idylle ausgeben will.

Ja die Zeit ist hin, wo Bertha spann, das heißt die Hirten haben ausgeflötet und verschwunden ist die goldne Zeit, da in Italien „die Sonne mit ihrem sanften Strahl den trägen Strömen in flüssiger Flucht den Silberfuß von den krystallenen Banden entfesselte und die Malerin der Welt, die Natur, in die Blumen die Sterne — die Fackeln zum Leichenbegängniß des Tages —, und auf die Erde den Himmel — in Miniatur malte."

Die eigentlichen Schäfer-, Jäger-, Schiffer- und Fischeridyllen lies't kein Mensch mehr; die jetzige Generation kennt sie kaum vom Hörensagen.

Und welche Wandlungen hat die ursprünglich einfache, natürliche und liebliche Dichtungsart im Laufe der Zeiten nicht durchgemacht vom unerreichten Vater der Idylle, Theokritos von Syrakus (280 v. Chr.) bis zum entlaufenen Kloster-

Pater Bonifaz, d. h. dem Fischeridyllendichter Franz Xaver Bronner, † anno 1849 im hohen Alter von 92 Jahren.

Aus dem griechischen Alterthum besitzen wir eine einzige Fischeridylle und zwar von Theokrit. Nachdem er, im Eingange an Diophant, erinnert hat, daß Mangel allein die Künste weckt, malt er zwei alte Fischer, die nach Mitternacht, in einer ärmlichen Schilfhütte, zwischen ihren Geräthen ruhen. Der Einfältigere von Beiden erzählt seinem klügern Freunde einen Traum: „Theilen wir doch unsern Fang", sagte er, „warum nicht auch unsere Träume?" Es war ihm, als sitze er auf einem Felsen am Ufer und angle. „Ein Jagdhund träumt von Wildbret", erinnert er, „ich von Fischen." Er fühlte eine schwere Beute an dem Angelhacken und konnte sie nur mit Mühe und Gefahr, verwundet zu werden, an's Land ziehen. „Aber stichst du mich", so tröstet er sich, „so stech' ich dich wieder." Als er den Fisch ergriffen hatte, da war's ein goldener Fisch, wahrscheinlich der Liebling einer Gottheit des Meeres. Aus Furcht, diese möchte ihn strafen, schwört er, keinen Fuß mehr auf's Meer zu setzen und auf festem Lande mit dem Golde wie ein König zu leben; und nun äußert er den ängstlichen Zweifel, ob ihn sein Schwur nicht etwa wirklich, auch wachend, binde? „Nein", erwiderte der Klügere, „du hast weder einen Fisch gefangen noch geschworen; und wenn du jetzt an deinem Angelplatze nachsuchen willst, so wirst du fleischerne Fische statt des goldnen suchen müssen, sonst dürftest du bei deinem schönen goldnen Traume wohl Hungers sterben."

Auch die Italiener hatten zu Tasso's Zeiten Fischeridyllen und Fischerspiele, wie denn ein gewisser Antonio Ongara aus Padua sein Fischerspiel „Alcäus" so pünktlich nach Tasso's weltberühmtem Schäferdrama „Amynt" copirte, daß es den Spottnamen „der gebadete Amynt" davontrug.

Und uns Deutsche beglückte als letzter Idyllendichter (im süßlichen Geschmacke) der schon genannte Bronner mit drei Bändchen „Neue Fischergedichte und Erzählungen".

Ich werde später noch einmal auf diesen besonders durch seine merkwürdigen Lebensschicksale interessanten Dichter zurückkommen.

Wie die Poesie dem wirklichen Leben den Spiegel des idealen vorhalten soll, so soll die Idylle das reine, unbefangene Naturleben ungekünstelt und ungezwungen, ohne jegliche Affectation in einfacher idealer Wahrheit darstellen.

Was haben nun aber die meisten deutschen Idyllendichter — Hölty, Voß und Goethe mit seinem tiefempfundenen idyllischen Epos „Hermann und Dorothea" ausgenommen — aus der Idylle, dieser lieblichen Freistätte inniger, harmloser Natürlichkeit gemacht? — „Eine lackirte Unnatur", d. h. sie steckten fast durchgehends eitle Gecken und Coquetten der großen Städte in damastene Schäfer- oder Fischergewänder und setzten dieselben, den Hirtenstab oder das Ruder in der Hand, ohne Weiteres auf eine fette grüne Wiese oder in einen schaukelnden Kahn und ließen diese also zugestutzten und maskirten Personen in gezierter, manierirter

und tändelnder Art und Weise eine süßlich sentimentale Sprache führen. Darauf lief so ziemlich Alles hinaus. —

Die rechte Blüthezeit der „Idyllerei" war die des — in Deutschland wie in Frankreich gleich berühmten — Idyllendichters, Kupferstechers und Malers Salomon Geßner, geb. 1730 zu Zürich, gest. daselbst 1787. Es wird damals nicht leicht einen angehenden Poeten gegeben haben, der bei seinen Versuchen, den dem Apollo und den Musen heiligen Parnaß zu besteigen oder nach einem modernen Backfischausdruck zu „beschiffen", nicht einmal als verliebter Schäfer auch die am Wege liegende Alpenweide der Idylle befahren hätte.

So erzählt z. B. der noch im schönsten Mannesalter von nicht ganz 31 Jahren anno 1786 verstorbene Vater der Dichterin Karoline von Günderode, Freiherr Hektor Wilhelm von Günderode, genannt von Kellner, in seiner von ihm angefangenen Selbstbiographie: „Ich las (1770/71 als sechzehnjähriger Jüngling zu Carlsruhe, wo er damals beim Hofrath Böckmann studirte) einige Idyllen vor, ohne noch recht die Bedeutung dieses Wortes zu kennen. Sie fanden indeß Beifall, und man munterte mich auf, sie drucken zu lassen. Diese Aufmunterung, mein Ehrgeiz und die mir angeborne Sucht, ein Schriftsteller zu werden, vermochten mich endlich, sie im Jahre 1771 dem Druck zu übergeben. Zwar kam ich in den gelehrten Zeitungen glücklich durch, aber meinem kühnen Versuch folgte die gewöhnliche Strafe mittelmäßiger Schriften — die Vergessenheit."

Auf der Carlsruher Hofbibliothek befindet sich — ich

hatte es im Frühjahr 1857 selbst in der Hand — ein dünnes Büchelchen, betitelt: „Versuch in Idyllen von H. W. v. Günderode. Carlsruhe, bei Michael Macklot, 1771." Mit einer Vignette (Sonne, Wolke, Lyra, Rosenzweig) und einer Vorrede von Prof. Böckmann. Es enthält im Ganzen nur acht Idyllen: I. Damont und Phillis. (Vignette: Victoria auf Wolken sitzend mit einem Siegeskranze.) Bei der jährlichen Vermählungsfeier des H. Markgrafen von Baden-Durlach Hochfürstl. Durchlaucht, d. 28. Jenner 1771. — II. Lysidas oder die schöne Gegend. („Hier verliert sich des klaren Baches krystallenes Gewässer im sumpfigten Teich, den ein großes Volk schwatzhafter Frösche bewohnt.") — IV. Die Erfindung des Punsches. — V. Damont und Lydias. — VI. Die Erfindung einiger Sternbilder. — VII. Der Sathr, oder der zerbrochene Krug. — VIII. Menalk und Daphnis. —

Man ersieht schon aus den Ueberschriften, daß diese Versuche ganz im Geßner'schen Geschmacke verlebten Andenkens gehalten sind. Gleichwohl kann ich es mir nicht versagen, eine dieser im Ganzen recht artigen idyllischen Bildchen hier zu bringen und zwar „die Erfindung des Punsches". —

„Als der stets trunkene Bacchus, auf seinen Reisen in Brittaniens Gefilden, nach Gewohnheit die größten Weinflaschen oft leerte, da folgten Satyren, Bachanten und Faunen ihm nach; sie tranken und tranken ganzer acht Tage lang, bis alle Weingefäße Engellands geleeret waren. Nun

seufzte Bacchus, es seufzte sein Gefolg; er schrie um Wein, und sein ganzes Gefolge mit ihm. Traurig und zum erstenmal nüchtern lag er unter dem Schatten eines dickbelaubten Baumes; ermattet bedeckten die Satyrs die Gegend umher. Kein Evoë tönte, kein Thyrsus rauschte, die Blätter des Epheus verdorrten; selbst Silens Esel hing traurig die Ohren zur mütterlichen Erde.

So unglücklich war Bacchus, als ein erfindsamer brittischer Satyr das Leben ihm zu retten sich bestrebte. Schon lange hatte sein großes Genie ein neues Getränk zu erfinden gesucht; denn bald war es Zeit, daß der Wein aus der Mode kam. Die wiederholten Versuche gelangen dem Günstling des Glücks. Er nahm den stärkenden Geist, der durch's Feuer aus dem Reis künstlich gezogen war, mit dem Saft der güldenen Frucht Italiens vermischt. Er versüßte das Getränk mit einem lieblichen, aus indianischem Rohr gekochtem Salz. Ein kleines chinesisches Kraut, mit siedendem Wasser vereinigt, ward damit verbunden, um die allzufeurige Kraft ihm zu benehmen. Er überbrachte voll Entzücken das Werk seiner Hände dem Bacchus. Der Gott trank und erholte sich, und mit ihm seine Begleiter. Er lobte das Getränk, und umkränzte mit Epheu die Stirn des Erfinders.

Man nannte dieses Getränk Punsch, ein Wort aus der Sprache der Götter, dessen Bedeutung nur Bacchus und seine vertrautesten Freunde verstehen."

Bei Gelegenheit dieser Punschidylle muß ich doch be-

merken, daß Schiller's berühmtes „Punschlied" (die Elemente des Punsches symbolisirt, der Punsch hat übrigens von der Zahl 5 seinen Namen), sowie sein zweites „Punschlied im Norden zu singen" (der Punsch als Weinsurrogat), beide erst vom Jahre 1803 sind.

Um noch einmal auf den Idyllendichter Franz Xaver Bronner zurückzukommen, ist es nicht uninteressant, von ihm selbst die in seinen Jünglingsjahren empfangenen Natur-Eindrücke zu erfahren, die in ihm hauptsächlich den Dichter der Fischeridylle weckten. Bronner, gebürtig aus Höchstädt an der Donau, im damaligen Herzogthum Pfalz-Neuburg, berühmt durch die Schlacht vom 13. August 1704 (Niederlage der baierisch-französischen Armee durch die österreich-englische unter Eugen und Marlborough), wurde im Jahre 1776 in dem Benediktinerkloster zu Donauwörth an der Donau als Novize eingekleidet. Im darauffolgenden Jahre wurde er mit dem Klosternamen „Bonifacius" Professus, d. h. er legte die drei Klostergelübde ab (Ordens-Profession).

Hier nun im Kloster, so erzählt er uns selbst aus seinem abenteuerreichen Leben, „dichtete ich — während des Curses der mathematischen und philosophischen Studien vom Herbst 1777—1778 — Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu mich die Gegenstände hinrissen, die ich immer von meinem Zellenfenster aus vor Augen hatte. Nachdem ich mich bei Leerung des Armariums mit einem großen Perspektiv versehen hatte, hielt ich gewöhnlich an Vacanztagen — Dienstags und Donnerstags — Nachmittags von

1 bis 2 Uhr eine ordentliche Beobachtungsstunde, bestrich mit meinem Sehrohr die ganze schöne Gegend umher, und verweilte bei den interessantesten Gegenständen, die oft ein liebendes Pärchen im Busche, zuweilen gar ein badendes Mädchen, sehr oft aber Fischer an ihrer Arbeit waren. Damals entstanden die Gedichte: Die Hühner; Lamon und Elise; der Geyer; der Knabenstolz; die Lüge; die Rache des Redlichen, und noch viele andere, die des Druckes nicht werth sind. Meinen Hang zur Fischeridylle vermehrte noch der Umstand, daß der Prälat die wohlthätige Einrichtung getroffen hatte, jährlich das ganze Convent, einen Theil im Frühling, den andern im Herbste, acht Tage lang, auf dem sogenannten Muttenhofe, einem adelichen Gute, welches das Kloster an sich gekauft hatte, bei Wemdingen (im Ries), die Freuden des Landlebens genießen zu lassen. Der Hof liegt in einer reizenden Ebene, ist ringsumher mit einem breiten wasserreichen Graben eingefaßt, der sich gegen Westen in einen großen fischreichen Teich erweitert, auf dessen Uferwällen große Eichen und schöne Vogelbeer-Bäume prangten. Den ganzen Tag schiffte ich dort entweder auf dem Teiche umher, oder lag im Kahne, und machte meine poetischen Bemerkungen, oder lief mit dem Prälaten in den baierischen Wäldern und Feldern auf der Jagd umher, nicht als wenn ich je ein Gewehr abgebrannt hätte, sondern nur weil wir jüngern Mönche die Stelle der Hunde und Treiber ersetzen mußten. Wir und der lustige Kammerdiener machten uns diese an sich ermüdenden, aber uns doch ergötzenden Wan-

derungen zu Nutzen, genossen und beobachteten alles, was die Wälder und Wiesen Anziehendes haben, setzten uns oft an ein liebliches Plätzchen im Busche, um allerlei Geschichten zu erzählen, und ließen die Jäger, den Prälaten und Consorten lange auf ihre respektive Hunde und Treiber warten."

Schon früher auf der Jesuitenschule zu Dillingen trug er sich den ganzen Tag mit allerlei Fabeln, Liedern und Reimen ꝛc. Wenn ihn die Glocke aus dem Morgenschlummer weckte, sprang er aus dem Bette, eilte in's s. g. Museum an sein Pult und schrieb nieder, was er Abends zuvor, bis er entschlafen war, ausgedacht hatte. Darüber vergaß er Waschen, Kämmen und Beten. Wenn es nach geendigter Studierzeit im Museum laut zu werden anfing, stieg er zum Fenster hinaus auf die Höhe eines Holzstoßes, wo er vor dem Anlaufe Anderer Ruhe hatte und nach Herzenslust poetische Einfälle und Reime haschen, lesen und schreiben konnte.

Selbst in der Kirche, wenn er auf dem Musikchore die Predigt anhören sollte, schlich er hinter die Orgel, öffnete einen Kasten, in welchem man gewöhnlich den großen Violon aufbewahrte und schloß sich hinein, um im Finstern zu dichten und seine Gedanken mit der Bleifeder aufzuzeichnen; denn er hatte bald den Vortheil gelernt, ohne Licht, freilich nicht zierlich, aber doch leserlich zu schreiben, und die Entfernung der Zeilen beiläufig mit angelegtem Finger zu messen. Seine ersten literarischen Arbeiten, die leidlich gerathen sein sollen, waren in kleinen Verschen abgefaßt.

Aber wenn er sich einmal in einer Ode zu den Sternen erheben wollte, so sei's Bombast und unerträgliches überspanntes Geschmier gewesen. Er sei also gar gern auf der Erde geblieben, obschon ihm auch da mancher Versuch, besonders im Idyllenfache, mißlungen sei.

Was ihn später hauptsächlich zum Gesang hinriß und begeisterte, das hat er in folgender Zueignungsschrift: „Wem ich singe", ausgesprochen:

„Dir, sanftes liebliches Mädchen! Dir, stiller blühender Jüngling! Euch allen, ihr edeln schönern Seelen, fähig jedes zarten Gefühls und jeder bessern Gesinnung! Euch weih' ich meinen Gesang. O möcht' er dem feinern Ohre schmeicheln, wie ein angenehmes ländliches Flötenspiel! Möcht' er süß und munter tönen, wie das Lied der Grasmücke, und leise zu euern Herzen flüstern, wie Gelispel zärtlicher Wörtchen und Seufzerhauch!

O macht mir doch die Freude, und horchet meinem Liede nur dann zu, wenn euer Herz, bei ruhiger Muße, leicht wiederklingt, gleich sympathetisch tönenden Harfensaiten. Sitzet ihr einsam unter blühenden Bäumen, mit offenem Sinn für jeden Reiz der Natur; entflieht ihr der Hitze in kühlende Schatten, und lauschet, wie junge Bachstelzen am versiegenden Bächlein um Speise zirpen, und wie die Wachteln im Aehrenfeld schlagen; sonnet ihr euch am Traubengeländer, und kostet dankbar saftige Beeren, und bewundert den Reichthum der Jahreszeit; oder lachet ihr am warmen Kamin des Wintersturms, der mit klatschenden Flügeln, wie

zürnend, an's klirrende Fenster schlägt, und es vergebens mit Flocken zu verkleistern strebt, als könnt' er, neidisch, euer stilles Vergnügen nicht sehen: dann, ihr Lieben, dann möcht' ich euch meine Lieder singen.

Dir, du zärtliches Mädchen, dir möcht' ich am liebsten singen, wenn du, des Kosens fast müde, an der Seite deines edeln Geliebten auf der kleinen Bank ruhest, wo die schöne Aussicht das Herz erweitert, oder im ruhig hingleitenden Kahn mit ihm hinschwimmst, das Baden der Ente und das Hüpfen der Fische belächelnd; oder wenn du zu Hause, von ihm besucht, am netten Tischchen sitzest, mit schöpferischer Nadel Frühlingsblumen auf den Schnee der Leinwand streuend.

Dir aber, treuer junger Gatte, dir möcht' ich singen aus dem Munde deiner liebenden Gattin, am liebsten dann, wenn du am Ufer neben ihr in's Gras gelagert, mir zu Gefallen wirklich eine Angelruthe ergriffen hättest, jetzt das Zucken des Korks an der Schnur, jetzt die Spiele deiner Kinder im Sande bewachend; oder dann, wenn ihr, am warmen Herde, euch lüstern in umschlingenden Armen wiegt, indeß eure Kleinen im Bilderbuche tändeln, des gemalten Schilfes, der Nymphen oder der Fische sich freuend.

Wäre dann mein Gesang so glücklich, eure süßern Gefühle zu erhöhen, sich sanft in eure Herzen zu stehlen, und edle Entschlüsse zu wecken: o so würde gewiß sympathetische Wonne leise meine Brust durchbeben, und ich wäre der glücklichste Sänger." —

Zweimal floh Bronner aus dem Kloster (aus Donauwörth 1785, aus Augsburg 1793) und fand nach wechselnden Schicksalen und manchem Abenteuer beidemal eine Zuflucht in der Schweiz. Erst ward er Lehrer der Naturwissenschaft an der Kantonschule zu Aarau, dann (1810) Professor der Physik an der Universität zu Kasan in Ost-Rußland. Im Jahre 1817 nach Aarau zurückgekehrt, starb er daselbst als Regierungs-Sekretär, Archivar und Bibliothekar am 11. August 1849. Da ich mich damals im sogenannten Frickthale im Kanton Aargau aufhielt, konnte ich seinem Leichenbegängniß beiwohnen.

Wie weit es Bronner gelungen ist, sich dem Ideale der Idylle zu nähern, das heißt: nach dem Leben entworfene, durch poetische Anschauung und einfach-naive Darstellung veredelte Gemälde hervorzubringen, möge der geneigte Leser nach der nachstehenden Probe, betitelt: „Das kranke Knie", selbst beurtheilen.

Innigkeit und Zartheit kann man ihm nicht absprechen. Unserm heutigen Geschmacke sind nun aber seine Idyllen mehr oder weniger zuwider; jedenfalls aber charakterisiren sie auf's Treffendste die damalige Zeit.

Das kranke Knie.

„O Idas, du Kräuterkenner! Dort auf dem kleinen Eiland im See, dort wachsen wohl die fettesten Kräuter. Der Rinder und Schafe schwerer Fußtritt quetschet dort niemals düftende Blumen. Jedes zarte Gewächs grünt und gedeiht in seliger Ruhe, nur vom schäkernden Lüftchen oder von kleinen Strandläufern und Bachstelzen gebeugt, die sich liebend durch den niedrigen Hain der Gräser verfolgen.

Wohlan! Wir wollen hinüberudern! Schwebe fort, mein Kahn, über die kräuselnde Wasserfläche, leicht und sicher, wie der schiffende Schwan! O fänden wir dort, wonach meine Seele sich sehnt; fänden wir Arznei für die Schmerzen meiner Geliebten! Noch seh' ich sie sitzen mit allen ihren Reizen. Auf einem Stühlchen saß sie in ihrer Hütte; unbemerkt hatte ich mich an's kleine Fenster geschlichen; ihre Mutter kniete vor ihr, sorgsam das entblößte Knie des lieblichen Mädchens befühlend. Roth und geschwollen glänzte das linke Knie, rund und milchweiß war das rechte, nur vorne, wie ein Aepfelchen, mit der sanftesten

Rosenröthe bemalt. O wie schlank, wie wohlgestaltet streckten sich aus dem weichen reinlichen Gewande die schönen Füßchen hervor! wie schmeichelte meinem Blicke ihre niedliche Bildung! Aber ach! Bei jeder Berührung der Mutterhand zuckte stechender Schmerz dem sanften Kinde durch die Glieder, und mir — auch mir zugleich durchs Herz. Als mich dann ihr holdes Auge entdeckte, ha! wie behende verhüllte sie die jungfräulichen, von Männerblicken nie entheiligten Reize! wie wandte sie da, sanfterzürnend und erröthend, ihr blühendes Antlitz von mir, und nannte mich, leise murmelnd, einen vorwitzigen Schleicher! O die Schamhafte, wie war sie so liebenswürdig!

Aber sieh! wir sind bereits am hochbegraseten Borde. Sieh, wie üppig und dicht hier die Gewächse emporschossen! O ihr unsichtbaren Wesen, die ihr das Wachsthum dieser zarten Kräuter besorgt, die ihr gesunde Säfte aus der Mutter Erde in ihre kleinen Gefäße pumpt, und Abends erfrischenden Thau auf ihren Blättern sammelt; o hört mich, wohlthätige Geister, oder wie ihr sonst heißet, ihr liebevollen Pfleger jedes Pflanzenlebens! Hört mich und leitet jetzt die Hand meines Freundes Idas, daß er die heilsamsten Kräutchen pflücke zur Linderung der Schmerzen meines süßen Mädchens, voll Schönheit und Unschuld! Auch ihr seid ja der Unschuld und der Schönheit hold; sonst würdet ihr nicht Lilien und Rosen und zahlloses Blumenvolk in die Farben desreinsten Schnee's, oder der heitersten Luft, oder der Abendröthe kleiden. O machet, sanfte Wesen, macht,

daß mein liebes Mädchen genese! Dann komme ich mit ihr hieher und danke euch, indem ich diesen Rasen rings umher mit frischem Wasser begieße; dann pflücke ich die reizendsten Blümchen, Wiesennelken, Vergißmeinnicht und mit was die Jahreszeit prangt, und pflanze sie im buntesten Strauß vor Minchens schönen Busen. O empfänden sie da, was ich empfinden würde! wie glücklich würden sie sein, wie gern würden sie, auf dem weichen warmen Bette sanft eingewiegt, des süßesten Todes entschlafen!" —

Druck von Fr. André's Nachfolger in Leipzig.

LRBJUL'22

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschienen:

Ruznameh.

Reisetagebuch des Nasreddin-Schah.

(Nach der persischen Handschrift.)

1 Band. Preis 3 Mark.

Vorstehendes Werk ist dem **Khan von Bismarck** gewidmet!

Atlantis.

Erzählende Dichtung

von

Otto Haggenmacher.

1 Band. Elegant gebunden. Preis 4 Mark.

Die Gekreuzigte

oder:

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von

Johannes Scherr.

Zweite Auflage.

1 Band. Preis 3 Mark. Elegant gebunden in Ganzleinwand 4 Mark.

LIBRARY OF CONGRESS
0 021 100 950 0